

Berliner Volks-Tribüne.

Social-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh. — Abonnements-Preis für Berlin monatlich 50 Pfg. (frei ins Haus). — Einzelne Nummer 15 Pfg.
Vom 1. Oktober ab durch jede Post-Anstalt des Deutschen Reiches zu beziehen. — Bei direkter Zusendung unter Kreuzband vierteljährlich 1 M. 60 Pfg.

Redaktion und Expedition:
S. O. (26). Oranien-Strasse 23.

Inserate werden die 4 spaltige Petit-Zeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. — Vereins-Anzeigen: 15 Pfg.
Arbeitsmarkt: 10 Pfg. — Inseraten-Aannahme in der Expedition: Oranien-Strasse 23.

Ausgabe für Speditoren:
„Merkur“ Zimmer-Strasse 54.

Nr. 5.

Sonnabend, den 3. September 1887.

I. Jahrgang.

Inhalt:

Zum sozialdemokratischen Parteitag. —
Arbeitsbücher. — **Wanderunterstützungskassen.** —
Staatliche Festsetzung eines Minimallohnes. —
Der Sozialismus in Frankreich I. — **Der Sozialismus in England I.** —
Eine Novelle von W. Garshin. — **Erinnerung an einen Arbeiterfreund.** — **Zur Handlungsgehilfenbewegung.** —
Politische Nachrichten. — **Aus der Arbeiterbewegung.** — **Theater und Literatur.** — **Briefkasten.**

Einladung zum Abonnement.

Wir bitten die zahlreichen Freunde unseres Blattes, recht eifrig für seine weitere Verbreitung einzutreten. Wir haben nach besten Kräften der Sache der Arbeiter zu dienen gesucht, mögen nun die Arbeiter auch das Blatt mit voller Energie unterstützen. Aus diesem Zusammenwirken werden beide Theile immer neue Anregung und Kraft schöpfen.

Vielseitigen Wünschen entsprechend, haben wir uns entschlossen, die „Berliner Volks-Tribüne“

vom 1. Oktober ab dreimal wöchentlich

erscheinen zu lassen. Wir haben uns damit keine leichte Aufgabe gestellt. Unseren Freunden aber fällt hierdurch die Pflicht zu, die Zahl unserer Abonnenten nach Kräften zu steigern.

Darum werbt unermüdet neue Leser!

Bei Bestellungen wende man sich an den nächsten Spediteur.

Zum sozialdemokratischen Parteitag!

Folgender Aufruf geht uns zur Veröffentlichung zu: Parteigenossen! Innerhalb unserer Partei besteht seit langem der lebhafteste Wunsch, einen allgemeinen Parteitag einberufen zu sehen, auf dem die Partei zu einer Reihe wichtiger Stellung nehmen kann.

Die Reichstagsfraktion als die berufene Vertreterin und Leiterin der Partei beschloß, den Parteitag im Herbst dieses Jahres einzuberufen und zu dessen öffentlicher Berufung auch die früheren Reichstagsabgeordneten und die den Einzeltandtagen angehörenden Parteigenossen einzuladen. Mehrere der gegenwärtigen und früheren Abgeordneten sind, theils durch andauernde Gefangenschaft, theils durch obshwebendes Strafverfahren an der Unterzeichnung verhindert.

Als Tagesordnung für den Parteitag ist festgesetzt:

1. Rechenschaftsbericht des Vorstandes der Reichstagsfraktion. Berichterstatter: Grillenberger.
2. Haltung und Thätigkeit der sozialdemokratischen Abgeordneten im Reichstage und in den Landtagen. Berichterstatter: Hasenclever, Singer und Bebel.
3. Stellung der Partei zu den Reichssteuer- und Zollfragen in Verbindung mit der Sozialreform der Regierungen und der Arbeiterschutzgesetzgebung. Berichterstatter: Auer und Grillenberger.
4. Stellung der Partei bei den letzten und zu den nächsten Reichstagswahlen. Berichterstatter: Liebknecht.
5. Antrag auf Einberufung eines internationalen Arbeiterkongresses für das nächste Jahr, welcher ein gemeinsames Vorgehen der Arbeiter aller Kulturländer in Bezug auf eine internationale Arbeiterschutzgesetzgebung vereinbaren soll. Berichterstatter: Bebel.
6. Die Stellung der Sozialdemokratie zu den Anarchisten. Berichterstatter: Liebknecht.

Parteigenossen! Obgleich auch die Erörterung aller Fragen, über die auf dem Parteitag verhandelt werden soll, in keinem Widerspruch mit dem gemeinen Recht in Deutschland steht, zwingt uns das Ausnahmegeretz und seine Handhabung, besondere Schutzmaßregeln zu treffen.

Aus diesem Grunde und damit der Parteitag ungehindert verhandelt werden kann, sind wir genöthigt, Ort und Zeit desselben vorläufig nicht bekannt zu geben.

Parteigenossen! Wir ersuchen Euch um zahlreichen Besuch.

Jeder Genosse ist willkommen. Selbstverständlich bleibt dem Parteitage der Beschluß über die Zulassung der einzelnen Teilnehmer vorbehalten.

Wer sich an den Verhandlungen des Parteitages theilnehmen will, muß spätestens bis zum 15. September sich bei einem Mitgliede des Fraktionsvorstandes, der aus den Genossen A. Bebel-Plauen-Dresden, E. Grillenberger-Nürnberg, W. Hasenclever-Dessau, S. Meißner-Hannover, Paul Singer-Dresden, besteht, melden.

Mit sozialdemokratischem Gruß

J. Auer. A. Bebel. W. Bloss. W. Bod. S. Dieb.
K. Frohne. F. Geyer. E. Grillenberger. F. Harm.
W. Hasenclever. A. Heine. F. Jöst. A. Kaden.
M. Kayser. W. Liebknecht. S. Meißner. S. Köbiger.
A. Sabor. G. Schumacher. P. Singer. W. Stolle.

Die „Norddeutsche Allg. Ztg.“ hatte es nicht verschmäht, sich über die Verheimlichung von Ort und Zeit des Parteitages lustig zu machen. Das giebt dem Abg. Bebel zu folgenden Bemerkungen Anlaß:

„Die alberne Bemerkung der „Nordd. Allg. Ztg.“ über die Verheimlichung von Ort und Zeit des Parteitages und seine Abhaltung im Auslande findet in der bezüglichen Begründung des Aufrufs ihre beste Widerlegung. Nach Herrn v. Puttkamer ist schon eine Volksversammlung unter allen Umständen auf Grund des Sozialistengesetzes zu verbieten, wenn nur ein gewisser „Führer“ darin sprechen will, was würde erst geschehen, wenn die gesammte „Führerschaft“ zu einer mehrtägigen Versammlung zusammen träte? Wenn wir doch einmal von fremder „Gnade“ in Bezug auf unsere eigenen Parteiangeligenheiten abhängen sollen, wollen wir lieber von der „Gnade“ einer fremden Regierung, als von der Gnade der deutschen Polizei abhängen. Dies mögen sich die „Nordd. Allg. Zeitung“ und ihre Hintermänner hinter die Ohren schreiben.“

Arbeitsbücher.

Jeder Einsichtige mußte von Anfang an davon überzeugt sein, daß die Aufhebung und Lähmung der Arbeiterorganisationen zu einer gewaltigen Stärkung der Position der Unternehmer führen werde. Das Uebergewicht der besitzenden Klassen war zwar früher schon mit jedem Tage von Neuem hervorgetreten, aber gewisse unüberschreitbare Schranken waren ihm durch die politische und gewerkschaftliche Bewegung der Arbeiter gezogen. Heute sind diese letzten Schranken gefallen, nicht durch die Schuld und die Lässigkeit der Arbeiter, und das Unternehmertum tritt herrischer und siegesbewußter denn je in der Öffentlichkeit auf.

Das zeigt sich auch in der Frage des Arbeitsbuchzwanges.

Warum die Arbeiterklasse sich jedem Versuche, mehr und mehr wieder auf das Niveau der Gefindeordnung herabgedrückt zu werden, auf das Schärfste widersetzen muß, das brauchen wir an dieser Stelle nicht ausführlicher darzulegen. Die Unternehmer haben heute wahrlich genug und übergenuß Mittel in den Händen, um der Vergangenheit ihrer Angestellten nachzuspüren und letztere wegen „mißliebiger“ Bestrebungen zu mahregeln und außer Brod zu bringen. Nach jedem Streik enthüllt es sich, wie unübertrefflich die interessenverbündeten Meister den Boykott gegen die um eine bessere Lebenshaltung kämpfenden zu handhaben wissen; bei jeder Wahl spüren es die Arbeiter, wie die Unternehmer ihre beherrschende Stellung auszunutzen verstehen, indem sie Sozialdemokraten keine „Arbeit geben.“ Das Interesse der Arbeiterklasse, welche nur bei unbeschränktester öffentlicher Thätigkeit ihre Ziele rasch und sicher zu erreichen vermag, erfordert es daher unbedingt, daß jede Verschärfung der Kontrolle unerbittlich zurückgewiesen werde. Die Einführung des Arbeitsbuchzwanges bedeutet aber weiter nichts, als eine solche Verschärfung zu Gunsten der Unternehmer.

Man mag das von vornherein wissen oder nicht, sind die Arbeitsbücher einmal da, so wird keine Gewalt der Erde einem Mißbrauch derselben steuern können. Und wo sind denn heute die Behörden und öffentlichen Gewalten, die in einer Brandmarlung und Verwehmung eines Sozial-

demokraten und „Wählers“ überhaupt einen Mißbrauch erblickten? Unterstützen nicht vielmehr die Herrschenden alle solche Bestrebungen?

Es braucht sich aber nicht einmal um Sozialdemokraten zu handeln: jeder Arbeiter, der ein starkes Selbstständigkeitsgefühl hat — und dieses Gefühl ist es, was uns groß und stark macht — jeder Arbeiter, der, weil er sich nicht alles bieten lassen will, eine unwürdige Stellung aufgibt, würde durch das Arbeitsbuch, das sorgsam jeden Arbeitsantritt und -austritt verzeichnet, zu einem Geächteten werden.

Das Arbeitsbuch würde geradezu alle denkfähigen und widerstandsunfähigen Arbeiter begünstigen und alle energischen Köpfe benachteiligen. Es würde zu einer Prämierung und Bevorzugung aller indifferenten und kriecherischen Elemente unter den Arbeitern führen. Diese künstliche Züchtung und Beförderung einer gewissen Schafsgeduld und Lammesdemuth mögen wohl die Meister vom Dortmunder Innungstag ersehen; unsere Wünsche und die Wünsche aller zielbewußten Arbeiter gehen nach einer ganz anderen Richtung. Den Boykottgeflüsten der Unternehmer einen noch größeren Spielraum zu verschaffen — es wäre ein Selbstmord, wenn die Arbeiter das nicht mit allen Kräften verhindern wollten.

Freilich, der Kampf ist heute für sie unendlich schwieriger als früher und die Unternehmer andererseits erfreuen sich eines noch uneingeschränkteren Wohlwollens aller bürgerlichen Parteien und Regierungen. Dies giebt ihnen auch den Muth, den Mund voller als jemals zu nehmen. Die Versuche zur Einführung der obligatorischen Arbeitsbücher sind bekanntlich alt. Der letzte Versuch stammt aus dem Jahre 1883. Damals brachten die Konservativen in Uebereinstimmung mit Centrumsmitgliedern einen solchen Antrag zur Gewerbenovelle ein. Die Kommission des Reichstages hatte auch den Antrag angenommen, weil sämtliche konservative, freikonservative und liberale Mitglieder der Kommission dafür stimmten. Ein lebhafter Sturm der Entrüstung erhob sich dagegen in Arbeiterkreisen. Darauf kam es im Plenum des Reichstages anders. Hier stimmten am 18. April 1883 nur die Konservativen, der größte Theil der Freikonservativen und des Centrums für die Arbeitsbücher, gegen dieselben aber die Liberalen und eine Minderheit der Freikonservativen und des Centrums. Selbst die Nationalliberalen traten damals geschlossen gegen den Arbeitsbuchzwang ein.

Heute liegt die Sache wesentlich anders und das erste Anzeichen dafür, was den Arbeitern alles bevorzugen kann, sehen wir in einem Artikel der „Nordd. Allg. Ztg.“, welcher die Nothwendigkeit einer „bequemen und leicht zu handhabenden Legitimation“ und einer „Lösung der Legitimationsfrage“ betont. Die Erbitterung der Arbeiter gegen den Legitimationszwang sei nur auf die „mandatarisch-demokratische Agitationsmethode“ zurückzuführen. Das Freiste an Vorschlägen leistet natürlich wieder ein nationalliberales Blatt. Das Arbeitsbuch soll nach dem Vorschlag der „Berl. Börs.-Ztg.“, des Organs der Nationalliberalen Berlins, enthalten: „die Dauer der Beschäftigung, die Leistungsfähigkeit, erlittene gerichtliche Strafen, thatsächlich begangene Excesse, es muß ganz offen, ohne Rückhalt sein.“ Wenn man bedenkt, daß auch der Dortmunder Handwerkerstag sich nicht mit einfachen Arbeitsbüchern begnügte, sondern eine „eingehendere“ Legitimation — natürlich beileibe nicht etwa für Meister — verlangte, so muß es als die Aufgabe aller Arbeiter erscheinen, rasch und energisch den Kampf gegen diese Bestrebungen aufzunehmen. Besonders der heuchlerischen, rückgratlosen Centrumpartei wäre möglichst gründlich die Erkenntniß beizubringen, wie sehr sie mit den Arbeitern zu rechnen hat, deren Unterstützung sie leider heute noch in vielen städtischen Distrikten genießt und deren Lösung und Segnerschaft sie mit dem Verlust einer nicht geringen Zahl von Reichstagsstimmen zu bezahlen haben würde. Die Arbeitsbuchfrage könnte hier das Steinchen ins Rollen bringen.

Auf jeden Fall aber haben die Arbeiter alle Ursache, in der nächsten Zeit wachamer als je zu sein.

Wanderunterstützungskassen.

□ Es ist ein uralter Brauch, daß die Handwerker ihre wandernden Genossen unterstützen, wenn es denselben nicht möglich ist, Arbeit zu erhalten. Dies geschah früher theils auf den Herbergen, wo dem Wanderer freies Quartier und Geldgeschenke oder Zuwendungen von Getränken und Eßwaaren geboten wurden, wo er „ausgeschenkt“ wurde, wie der Ausdruck lautete, oder der Wanderbursche sprach in den Werkstätten und auf den Werkplätzen zu und erhielt hier, wenn er nicht in Arbeit gestellt werden konnte, sein Reisegeschenk. Dasselbe war durch den Gebrauch festgestellt und wurde von den Wanderburschen durchaus als ein Recht gefordert, wofür er verpflichtet war, wo er in Arbeit stand, seinen wandernden Kollegen wieder zu Diensten zu sein. Der Wanderbursche besitzt ein altes, durch Verjährung erworbenes Recht auf das Wandergeschenk.

Sogar die Meister waren zum Verabfolgen des Geschenkes an den zusprechenden Gesellen verpflichtet. Wie es bei den Herren so Gebrauch ist, suchten sie sich bald dieser Verpflichtung gegen die Arbeiter zu entledigen oder sie wenigstens möglichst zu verringern, indem sie durch einen „Sprechmeister“ ein meistens sehr winziges Reisegeschenk auszahlen ließen.

Nach Zerfall der Zünfte verschwanden in vielen Gewerken die Herbergen und auch der Brauch des Geschenkgebens an die wandernden Genossen verlor sich vielen Orts, wenigstens wurde das Geschenkgeben nicht mehr als eine durch den Brauch geheiligte Pflicht angesehen. In vielen Gewerken ist der Wanderbursche ganz auf den Zufall angewiesen, ob er eine milde Hand unter seinen Kollegen findet oder nicht.

Rühmenswerthe Ausnahmen sind ja vorhanden. So hat das alte, ehrwürdige Gewerbe der Steinmetzen nie aufgehört, sich seiner wandernden Mitglieder in höchst anständiger Art anzunehmen. Manche andere Gewerke halten es noch ebenso.

In neuerer Zeit, besonders veranlaßt durch die entwürdigende Behandlung, welche die mittellosen Wanderburschen von verschiedenen Behörden und ganz besonders durch die „Christlichen“ „Wohltätigkeits“-Anstalten erfahren, welcher Behandlung zu entgehen bei den heutigen Erwerbsverhältnissen und der rohen Verfolgungssucht gegen Andersdenkende seitens der Unternehmern kein Arbeiter sicher ist, und durch das immer mächtiger erwachsende Zusammengehörigkeitsgefühl unter den Arbeitern, beginnt man den alten heiligen Brauch, die Reisenden zu pflegen, in zeitgemäßer Form wieder aufzunehmen.

Alle Arbeitervereinigungen beginnen wieder, es als ihre Pflicht zu betrachten, ihre reisenden Kameraden zu unterstützen. Bei dem frischen, lebendigen Hauch, der heut durch die Arbeitermassen geht, nahm die Frage der Wanderunterstützung einen Weg, der zu ihrer genügenden Lösung führen mußte.

Dies erregte den Zorn und Neid der Organe der alten durchaus umformungsbedürftigen Gesellschaft. Vieler Orts versuchten die Unternehmer, die Meister, welche jede Regung von Selbstständigkeit unter den Arbeitern als ihrem Geldbeutelinteresse entgegen tödlich hassen, sich in diese Angelegenheiten hineinzudrängen, aber mit sehr wenig Erfolg, weil sie die damit verbundenen Leistungen nicht auf sich zu nehmen willens waren. Da kam ihnen an verschiedenen Orten die Polizei, die einzige Zuflucht des kurzfristigen, dünkelfahnen und engherzigen Unternehmertums zu Hilfe und begann einen Feldzug gegen diese, dem Zusammengehörigkeitsgefühl und der echten praktischen Menschenliebe entsprossenen Wanderunterstützungs-Einrichtungen.

Der Weg, den man einschlug ist ein oft betretener.

Es wird ein altes Gesetz hervorgehoben. Dasselbe wird gerech, gedehnt, gewunden und getreten, philosophisch ausgelegt und mit Hilfe der der Polizei bei uns zustehenden ins Belieben gestellten Gewalt auf die Wanderunterstützungs-Angelegenheiten angewendet. Man fand, daß sogar der Satz in den Statuten eines Vereines: „der Verein bezweckt in Noth gerathene Mitglieder zu unterstützen,“ den Verein zu einer Versicherungsanstalt auf Gegenseitigkeit mache.

Nun ist es ganz sicher und wahr, daß der Handwerksgehilfe, welcher den zusprechenden Reisenden in der Werkstatt einen Zehrpennig giebt, dies nicht thut, wie der Schloßburger dem Bettler ein widerwillig gegebenes Almosen reicht, sondern weil es im Zunftgruß heißt: „Ich will es Dir vergelten, wenn ich in guter Arbeit stehe und Du auf grüner Heide gehst.“ Er kauft sich durch das Reisegeschenk, das er giebt, das Recht, ohne erröthen zu müssen, in jeder Werkstatt zusprechen und sein Geschenk heischen zu können, wenn er auf der Wanderschaft und in Noth ist. Folgerichtiger Weise müßte also das ganze Geben von Wanderunterstützung verboten werden, weil dadurch die ganze Gewerkschaft eine Unterstützungskasse auf Gegenseitigkeit wird, die in Preußen der landespolizeilichen Genehmigung bedarf.

Wenn aber das Zusprechen um Arbeit und das damit verbundene Ausschütten nicht untersagt werden kann, weshalb hindert man die Arbeiter da, wo sie die Sache in einige Ordnung bringen wollen, wo sie dem Wanderburschen die weiten Wege in der Stadt von Werkstatt zu Werkstatt abnehmen und ihm ein Reisegeschenk an einer bestimmten Stelle auszahlen, zu dem sie natürlich durch freiwillige Beiträge die Mittel aufbringen müssen?

Weshalb hindert man die reisenden Handwerker da ihre Unterstützung zu nehmen, wo sie dieselbe mit freundlicher, kameradschaftlicher Hand geboten erhalten, ohne

eine entwürdigende Urkunde unterschreiben zu müssen, in welcher sie sich als Lumpen bekennen, die man aus Gnade (für harte, unterwerthig angerechnete Arbeit) durchfüttert?

Man heult in allen Tonarten der in unserer Gesellschaft herrschenden Heuchelei über die „Bagabunden“; warum hindert man die Arbeiter, unter sich und ohne irgend welche Beihilfe aus dem geliebten Geldbeutel des Philisters, die Bagabundenfrage wirksamer zu lösen, als alle christlichen Herbergen und Arbeiterkolonien es können?

Was haben die lumpigen Kleinigkeiten zu bedeuten, die der Spießbürger, der Hoflieferant, der Bettbruder, die Beschwester, der frömmelnde Halsabschneider, der reaktionäre Baron, der streberische Beamte, zur Gründung von Arbeiterkolonien und ähnlichen „humanen“ Anstalten sammelt, gegen die von der Opferfreudigkeit der Arbeiter zur Wanderunterstützung gespendeten Summen, die stets die richtige und zweckmäßige Verwendung finden?

Wenn das Jammern über die Zunahme der Bagabunden erst ist, so muß man die sehr wirksame thätige Mithilfe der Arbeiter zur Beseitigung derselben fördern, aber nicht nach Kräften behindern. Die Arbeiterfrage und die Arbeiterfragen sind ohne die thätige und opferwillige Mitwirkung der Arbeiter nicht zu lösen. Die Arbeiter sind zur thätigen Mitwirkung aber nur zu gewinnen, wenn man den Arbeitern gestattet, ihre Angelegenheiten ohne polizeiliche Bevormundung selbst zu ordnen.

Die blinde Angst vor jeder selbstständigen Regung der Arbeiter ist es gerade, die unsere heutige Gesellschaft so vollständig unfähig erscheinen läßt, irgend etwas wirksames zu thun, um eine friedliche Lösung der Fragen zu erreichen, die eine Lösung unbedingt finden müssen, wenn wir eine ruhige Entwicklung behalten wollen. Da wird keine abgestandene Professoren-Weisheit, keine heuchlerische Wohlthätigkeit der besitzenden Klassen, keine Beamten-Allmacht ausreichen, man lasse die Arbeiter ihre Angelegenheiten selbst ordnen und bald wird vieles besser geordnet sein.

Die Angst ist ein schlechter Berather, sie verwirrt und lähmt, sie malt Gespenster und zeigt eingebildete Schrecken, wo gar keine Gefahr vorhanden. Wir verstehen es nicht zu begreifen, weshalb es verhindert werden muß, daß diese einfache, alte und zeitgemäße Frage der Wanderunterstützung der Arbeiter durch die Arbeiter, wobei kein Recht oder kein Anspruch irgend eines Dritten berührt oder verletzt wird, von den Arbeitern selbst gelöst wird.

Man gebe es auf, die Wanderunterstützungskassen ferner zu behelligen. Die Fortschritte der Sozialdemokratie werden dadurch nicht verzögert, wenn es gelingt, einige hundert „Bagabunden“ den Arbeiterkolonien oder den „christlichen“ Herbergsvätern zuzutreiben.

Staatliche Festsetzung des Minimal-Arbeitslohnes.

□ Zu dieser vielerörterten Frage wird uns von einem Berliner Arbeiter geschrieben:

Welch Geschrei ertönte von Seiten aller kapitalistischen Zeitungen und sonstigen Organe, als die Vertreter der Arbeiterpartei im Deutschen Reichstage in dem bekannten Arbeiterschutzgesetz die Forderung stellten, die Gesetzgebung solle eine Minimalgrenze des Lohnes festsetzen, unter welche ein Sinken unstatthaft resp. strafbar sei. Als wach' schändlicher Eingriff wurde und wird es nicht allein von den Mandatsträgern, sondern von Allen, welche auf Kosten ihrer Arbeiter ein ganz heuchlerisches Leben führen, betrachtet, zu verlangen, daß so und so viel, als zum Existieren eines Menschen notwendig, laut Gesetz gesagt werden muß!

Wo bliebe da die Freiheit der Einzelnen? jeder Trieb zur Fortentwicklung der Industrie würde getödtet werden: ähnliche schöne Redensarten werden alsdann von Seiten der besitzenden Klasse stets ins Feld geführt, wenn es gilt, dem Arbeiter im sozialen Leben mit der Gesetzgebung hilfreich zur Seite zu springen.

Daß bei einigermaßen gutem Willen derartige Gesetzesbestimmungen auch in der heutigen Gesellschaft nur zum Vortheil Aller bestehen könnten, wollen wir in Folgendem klarzulegen suchen.

Als kürzlich bei dem Hamburger Tischlerstreik die Gemüther der Unternehmer sowohl wie der Arbeiter durch die verschiedenen unsern Lesern wohlbelannten Vorgänge höchlichst erbittert waren, mußte sich ein Jeder sagen, daß dieser gewerkschaftliche Krieg noch viele Opfer kosten würde, ehe eine endgültige Einigung zu Stande kommen würde. Da kam der Senator Dr. Bachmann und brachte diese Einigung zwischen den beiden Parteien zu Stande. Es wurde ein (sogenannter Polizei-) Minimallohn festgesetzt und die Gehilfen nahmen wieder die Arbeit auf.

Ja, aber das ist doch ganz etwas anderes, es ist eine freie Vereinbarung und nirgends Gesetzeszwang, ruft unser Mandatsträger; damit können auch wir uns einverstanden erklären.

Wir glauben dieses sehr gerne, ist doch leider nur eine Ehrenpflicht, die Verträge zu halten, für die Herren Fabrikanten dabei im Spiele und bei diesen auf freier Vereinbarung beruhenden Verträgen werden sich immer eine erkleckliche Anzahl „Arbeitsgeber“ vorfinden, welche sich den Teufel um die beschlossenen Abmachungen kümmern, und um recht schnell reich zu werden, die Löhne auf ein Niveau herabdrücken, wobei an ein menschenwürdiges Dasein die Arbeiter nicht denken können.

Ein deredies Beispiel giebt uns der Unterstützungsverein der Buchdrucker. Diese Gehilfenorganisation hat seit dem Jahre 1873 durch ganz Deutschland einen Tarif mit den Prinzipalen vereinbart, dessen Aufrechterhaltung den Gehilfen, ohne daß sie ihr Ziel vollständig erreichen konnten, schon hunderttausende von Mark gekostet hat. Wenn auch der bessere Theil der Unternehmer bemerkt ist, diesen Tarif einzuhalten, so finden wir andererseits, daß sich viele Prinzipale daraus einen Vortheil machen, indem sie einmal durch massenhaftes Anlernen junger Leute sich billige Arbeitskräfte züchten, dann aber auch die Rothlage vieler Arbeiter ausbeuten und dadurch den realen Geschäftsleuten durch Unterbietung der Preise es beinahe unmöglich machen, den zwischen ihnen und den Gehilfen vereinbarten Tarif zu halten.

Wie nun, wenn jene Schmaroker, welche sich in jedem Gewerbe vorfinden, durch ein Gesetz gezwungen würden, denselben (Minimal-) Lohn zu zahlen, welchen der anständige Arbeitgeber zahlt? Würde dadurch das Gewerbe etwas verlieren? Nun und nimmermehr! Der Ausbeutung der Arbeiter würden engere Grenzen gezogen werden, die lästige Schmutzkonkurrenz könnte bei Weitem nicht die Blüten treiben, wie es augenblicklich überall, wohin wir unsere Augen richten, der Fall ist, und tausende von Mark, welche jetzt in

den industriellen Kämpfen geopfert werden, würden bei einer besseren Sache Verwendung finden.

Unsere Herren Mandatsträger geht jedoch die „Freiheit“ der Einzelnen, seinen Nebenmenschen nach besten Kräften auszubeuten, über Alles. Mit Freiheitsphrasen im Munde sehen sie ruhig der wirtschaftlichen Anechtung der arbeitenden Klasse zu, froh nur selbst eine bessere Stellung im gesellschaftlichen Leben einzunehmen.

Für den unter dem schweren Joch unserer heutigen wirtschaftlichen Verhältnisse lebenden Arbeiter ist es jedoch eine Lebensbedingung, in diesem „Kampfe Aller gegen Alle“ einen gesetzlichen Schutz zu genießen. Es muß durch immer hörbarer werdendes Fördern, durch immer größere Einigkeit der Arbeiter dahin kommen, daß jener sich immer breiter machenden Willkür ein energischer Halt geboten wird. Und durch dieses einige Vorgehen aller politisch gebildeten Arbeiter wird auch die wirtschaftliche Reaktion durchbrochen werden und jede berechnete Forderung der Arbeiter in Erfüllung gehen.

Wir haben dieser Einigung sehr gern Raum gegeben, da die hier behandelte Frage durch unbeschränkte Diskussion nur gewinnen kann.

Unsere eigene Stellung möchten wir durch das Folgende kurz andeuten:

Der Gedanke, durch eine Behörde, ohne die heutigen kraft- und zeitraubenden Lohnkämpfe, den Arbeitern den erreichbaren höchsten Lohn zu verschaffen, ist an sich ein äußerst einnehmender. Bei seiner Verwirklichung würde es sich aber darum handeln, daß hinter ihm — im Interesse der Arbeiter wirkend — die nötige Macht steht, sonst würde er leicht in sein Gegentheil ungewandelt werden.

Die Arbeiter brauchen sich das nur durch ein paar Beispiele aus dem praktischen Leben klar zu machen.

Die Rechtsprechung erscheint an sich gewiß als eine der am meisten hochzuhaltenden Einrichtungen. Jedem, dem Armen wie dem Reichen, nach bestem Ermessen zu seinen Ansprüchen zu verhelfen, welches edlere Beginnen könnte es geben? Aber die Arbeiter wissen auch, daß unter der Herrschaft des Besitzes und des Unternehmertums die Rechtsprechung leicht zu einem Mittel wird, alle Arbeiterorganisationen, alle mißliebigen und doch gerechten und edlen Bestrebungen der Arbeiter zu unterdrücken.

So wird es auch — wenn wir uns so ausdrücken dürfen — mit der „Rechtsprechung“ in Bezug auf die „Lohnhöhe“ gehen. Jede hier geschaffene oder noch zu schaffende Instanz würde bald zu einem Mittel des Lohnbrüdes werden, solange die Unternehmer das Heft in den Händen haben. Das haben sie aber solange, als nicht **starke Arbeiterorganisationen** direkt oder indirekt — durch die Beherrschung und Beeinflussung der öffentlichen Meinung — auf die neue Behörde einen maßgebenden Druck ausüben.

Wir haben ja heute schon Behörden, die sich in die Lohnfeststellung hineinmengen — aber wie? Indem sie alle Organisationen verbieten, welche eine Lohnsteigerung durchsetzen könnten, und indem sie so auf eine Lohnherabsetzung hinwirken. Die „Behörde“ thut es also freilich nicht, sondern die Macht, von deren Einfluß die Behörde beherrscht wird. Wenn man demnach die Minimallohne zwangsweise durch öffentliche Instanzen festsetzen will, so würde immer wieder vorher die Frage zu lösen sein: wie sichern wir den Arbeitern eine maßgebende Einwirkung auf diese Instanzen? Und da unter der Herrschaft der Unternehmer in Gesetzgebung und Verwaltung keine der herrschenden Parteien von selber diese maßgebende Einwirkung zugestehen wird und kann, so kommen wir immer wieder auf die Grundfrage der ganzen Arbeiterbewegung zurück:

wie organisieren wir die Arbeiter, damit sie möglichst rasch eine politische und wirtschaftliche Macht werden?

Erst wenn sie letzteres in ausreichendem Maße geworden sind, dann werden Behörden, welche sich mit der Lohnhöhe zu beschäftigen haben, überhaupt entstehen, oder doch etwas Anderes sein, als Behörden zur Herabdrückung der Löhne.

Bis dahin aber könnte ein öffentliches Eingreifen in die Lohnfrage, wenn es nun einmal gewünscht würde, vernünftigerweise weiter nichts sein, als eine gleichmäßige Durchführung der von den Gewerkschaften mit den Meistern vereinbarten Tarife. Es giebt ja immer einzelne Unternehmer, welche unter dem Tarif lohnen, und diese Schmutzkonkurrenz ist den vollzahlenden Unternehmern selber ein Dorn im Auge; ein Vorgehen gegen dieselbe durch öffentlichen Zwang, ohne Streik, wäre alsdann wenigstens denkbar. Die staatliche Erzwingung eines Minimallohnes würde in diesem Falle ähnlich wirken wie der gesetzliche Normalarbeitstag: alle Betriebe, welche nicht mit modernen technischen Hilfsmitteln versehen sind und sich nur durch die maßlose Ausbeutung der Arbeitskraft — durch niedrigen Lohn und lange Arbeitszeit — durchhalten, würden genöthigt sein, sich technisch besser auszurüsten oder wegen Konkurrenzunfähigkeit einzugehen. Die Möglichkeit, durch außergewöhnliche Hungerlöhne und außergewöhnliche Ueberarbeit, also auf Kosten des Lebens der Arbeiter, sich konkurrenzfähig zu erhalten, wäre dann gründlich abgeschnitten und diese Wirkung ist an sich gewiß zu wünschen.

Mag man nun von dieser öffentlichen gleichmäßigen Durchführung die Minimallohne denken, wie man will, ihre Festsetzung und Erhöhung wird jedenfalls Sache der Gewerkschaften bleiben und kann nur von diesen im Interesse der Arbeiter gehandhabt werden. Darum ist und bleibt die Hauptsache bei der Regelung der Lohnfrage:

die möglichst umfassende und kraftvolle Organisation der Arbeiter.

Der Sozialismus in Frankreich.

I.

Es ist eine allen modernen Sozialisten bekannte Thatsache, daß die Arbeiterbewegungen der Neuzeit in fast allen kapitalistischen Staaten ein ihnen allen gemeinsames Ziel verfolgen und als Mittel zum Zwecke die gleichen Forderungen aufstellen. Das überall angestrebte Ziel ist: Abschaffung des Lohnsystems durch Ueberführung aller Produktionsmittel in den Kollektivbesitz der Gesellschaft, die Mittel sind: Verbreitung der Erkenntnis des Gegensatzes zwischen Kapital und Arbeit, politische Organisation und gewerkschaftliche Vereinigung.

Natürlich hat noch jedes der verschiedenen Länder seine ihm speziell eigenthümlichen Forderungen, die von der mehr oder minder weit fortgeschrittenen Entwicklung der politischen und ökonomischen Verhältnisse und dem Entwicklungsgrade der Arbeiter selbst abhängen.

Die Richtigkeit der oben angeführten Behauptung läßt sich, sowohl in monarchisch-konstitutionellen wie in republikanischen Staaten ganz genau verfolgen. Ueberall läßt sich feststellen, daß die Arbeiter unter denselben Ursachen zu leiden haben, weil die Produktionsverhältnisse die gleichen Tendenzen verfolgen, und daß die gleichen Ursachen auch wiederum gleiche Wirkungen erzeugen.

Außer der Gesamtschritte der politisch-ökonomischen Verhältnisse giebt es noch ein sehr wichtiges Moment, welches für die richtige Beurtheilung der stärkeren oder schwächeren Bewegung eines Landes maßgebend scheint: es ist dies die Presse, die von dieser Bewegung ins Leben gerufen wird und umgekehrt der Einfluß, den diese Presse ihrerseits auf die Bewegung übt. Besitzt die Arbeiterbewegung eines Landes eine starke und vielseitige Presse, so beweist dies, daß diese Bewegung selbst tiefe Wurzeln in den Massen geschlagen hat. Die Bezeichnung „Presse“ ist natürlich in unserem Falle in weiterem Sinne genommen und umfaßt nicht nur die Zeitungen, sondern vor Allem eine ausgedehnte Broschürenliteratur und wissenschaftliche Revuen.

Wenn wir die in den vorangehenden Sätzen angeführten Maßstäbe sowohl in theoretischer wie praktischer Beziehung auf Frankreich anwenden, so erhalten wir den Schlüssel für Verständnis und Beurtheilung der modernen französischen Arbeiterbewegung und wir erkennen, welches die Unterschiede zwischen ihr und der Arbeiterbewegung anderer kapitalistischer Staaten, in unserem Falle zwischen ihr und der deutschen Arbeiterbewegung, sind.

Einem späteren Artikel das Eingehen auf die historische Entwicklung, resp. die Ursachen des so langsamen Fortschreitens der Arbeiterbewegung in Frankreich überlassend, wollen wir für heute nur die wesentlichsten Unterschiede zwischen der französischen und deutschen Arbeiterbewegung vorführen.

Wenn wir noch heute eine so zerplütherte und vergleichsweise schwache sozialistische Bewegung in Frankreich finden, so ist dies einerseits dem starken Aderlaß von 1870 und 1871, andererseits den vielen sozialistischen Schulen zuzuschreiben, die in Frankreich seit einem Jahrhundert jede gesunde Bewegung der Proletarierklasse aufhalten, so zu sagen die Kräfte aufsaugen. Kein Land der Welt besaß so viele sozialistische oder richtiger utopistische Schulen wie Frankreich: Jakobiner, Babouvisten, St. Simonisten, Fourieristen, Caberisten, Louis Blanc'sche Anhänger, Blanquisten und endlich Proudhonisten, eine wahre Musterkarte von politisch-ökonomischen Theorien mit für und fertigen Rezepten für allgemeine Menschenbeglückung. Die Gruppen, welche sich zu den verschiedenen Sekten bekannten, schwach an Zahl, lagen sich einander mit großer Erbitterung in den Haaren, jede wollte ihr Rezept als Ausdruck der absoluten Wahrheit zur Anwendung bringen. Die thatsächlich vorliegenden Verhältnisse wurden außer Acht gelassen, sie wurden zwar kritisiert und als schlecht verworfen, aber nicht als Schlüssel zum Verständnis der Sachlage, als Wegweiser für Lösung der Konflikte in Betracht gezogen. Die Gesamtströmung zeigte den Charakter einer sentimentalischen Bewegung, die, wie einer der hervorragendsten französischen Vertreter des modernen wissenschaftlichen Sozialismus behauptet, durch ihre gelegentlich melodramatischen Effekte die Massen anzog. Die moderne Bewegung, wie sie in anderen Ländern auftrat und einen stetigen, energischen, Tag aus Tag ein währenden Kampf erfordert, entsprach nur wenig dem französischen Geschmack, um so mehr, da die neuen Theorien von vornherein als deutsches Gewächs benutzert wurden und ernste Studien voraussetzten. Der utopistische Sozialismus, mit seinen fertig ausgeklügelten Formeln, die sich an das gute Herz der Menschen wenden, war leicht angeeignet, die Durchdringung des modernen Sozialismus dagegen, der mit seiner materialistischen Basis Entsetzen, Sein und Vergehen der gesellschaftlichen Organisationen auf die jeweiligen Produktionsverhältnisse zurückführt, kostete Mühe und Arbeit.

Der Franzose, an die radikale, glänzende Phrase gewöhnt, fühlte sich im Allgemeinen abgestoßen von der nüchternen Logik des modernen Sozialismus, dessen Wirklichkeit nur durch Organisation, Propaganda, Studien und vor Allem durch Solidarität möglich ist. Der Franzose ist vor Allem Individualist, sein ganzes Wesen neigt zur äußersten Subjektivität, sein Radikalismus beschränkt sich nur auf die Politik, von Solidarität will er nicht viel wissen. Die Phrase von der „ganzen Menschheit“, „wir kämpfen für die ganze Menschheit“ ist eine Blase, die beim Zusammenstoßen mit der Wirklichkeit in Luft auseinanderfliehet. Man sieht dies wieder gegenwärtig an dem Verhalten der französischen Arbeiter ihren ausländischen Kameraden gegenüber, an ihrem Haß gegen die

deutschen Arbeiter, die so gut wie ihre französischen Brüder den 1870er Krieg nicht verschuldeten, was ein politisch entwickeltes Volk doch verstehen sollte.

Dies auch die Ursache, daß im Gegensatz zur deutschen Bewegung, die ein neunjähriger Ausnahmezustand von drakonischer Strenge nicht aufzuhalten vermochte, die französische Bewegung bei voller Versammlungs- und Redefreiheit relativ nur wenige und langsame Fortschritte zu verzeichnen hat. Und dies obgleich seit mehr als 10 Jahren talentvolle Leute von umfassenden gründlichen Kenntnissen und prinzipieller Klarheit die Theorien des modernen Sozialismus mit aller Energie propagieren.

Was die Organisation des französischen Proletariats sowohl in politischer wie gewerkschaftlicher Beziehung anbetrifft, so ist sie äußerst schwach und lose. Wie kann eine politische Organisation bestehen, wenn sie ihren Mitgliedern gar keine, nicht einmal materielle Pflichten auferlegt, so z. B. nicht einmal Zahlung von Mitgliedsbeiträgen fordert? Wenn die Organisation Geld braucht, so geht der Klingelbeutel herum, und Pfennige, fast im buchstäblichen Sinne des Wortes kommen ein. Wenn man die Geldsammlungen in Paris für Parteizwecke mit denen der deutschen Genossen vergleicht, so fühlt man sich für die im Punkte der Löhne besser gestellten Franzosen beschämt. Von den die Partei zusammenschließenden Gruppen besitzt eine jede die vollste Autonomie, die Partei hat in ihre Beschlüsse nicht mitzureden, sie kann bei Wahlen ihr eigenes Programm aufstellen, ohne sich um existierende Parteibeschlüsse zu kümmern.

Die gewerkschaftliche Organisation des französischen Proletariats steht hinter der vieler Staaten zurück. Die meisten Gewerkschaften bestehen nur dem Namen nach, sind numerisch schwach, ohne Mittel und dadurch machtlos, den Arbeitern beizustehen. Nur ein winziger Bruchtheil der Gewerkschaftsmitglieder zahlt seine Beiträge; Kranken-, Begräbnis-, Unterstützungskassen sind unbekannt. Natürlich giebt es Ausnahmen, wie die Gewerkschaften der Buchdrucker, Maurer, Hutmacher, Tischler, Zimmerer und Steinmetzen, die besser organisiert aber trotzdem schwach an Mitgliederzahl sind. Die Knappschaft der französischen Minenarbeiter ist die einzige gewerkschaftliche Organisation, die über ganz Frankreich verbreitet ist, aber sie besteht erst seit einigen Jahren.

Die im vorigen Jahre in Paris gegründete Arbeitsbörse ist dazu berufen, eine Organisation der Gewerkschaften aller Berufe und einen Verband der einzelnen Organisationen unter einander herbeizuführen. Dies ist auch die Meinung des sozialistischen Stadtrathes Ed. Vaillant, dessen Eintreten die Verwirklichung des sich schon durch lange Jahre hinziehenden Projektes hauptsächlich zu verdanken ist. Freilich sind für den Augenblick die in der Arbeitsbörse herrschenden Streitigkeiten von schlechter Vorbedeutung. Die Arbeitsbörse soll Zentralfstelle für Arbeitssuchende aller Gewerbe sein, Auskunft über den Arbeitsmarkt geben, statistisches Material über die Lage der Arbeiter sammeln und in Berichten veröffentlichen, ferner gratis Versammlungslöcher und Arbeitsnachweisedureau für alle Gewerkschaften bieten. Der Gemeinderath hat mehrere Millionen zum Bau einer Zentralarbeitsbörse und zur Errichtung von Filialen in den einzelnen Quartiers bewilligt. An den Arbeitern liegt es, der Arbeitsbörse ihre wahre Bedeutung als Waffe in dem ökonomischen Emanzipationskampfe zu geben. Allerdings müssen sie die Anstalt zu diesem Zwecke besser ausnützen als manche von Kammer und Gemeinderath zu Gunsten der Arbeiter erlassenen Gesetze.

Das Gesetz von 1884 z. B., die Gewerkschaften betreffend, entspricht zwar nicht dem Geiste der sozialistischen Arbeiterforderungen, gewährt aber immerhin einen großen Spielraum für Arbeiterorganisationen. Jedoch es wird nicht ausgenutzt.

Das von 1848 datirende Gesetz über Beseitigung der Unterhändler bei städtischen Arbeiten, der aus dem nämlichen Jahre stammende Erlaß über einen 12stündigen Normalarbeitstag werden nicht beachtet. Die Zwischenhändler stecken die fettesten Profite ein, es wird 13, 14, 15 und noch mehr Stunden gearbeitet, und — die Arbeiter fordern nicht die strenge Anwendung der existirenden Gesetze. Das Gleiche gilt von dem Gesetze über Beschränkung der Kinderarbeit, kurz es giebt eine ganze Reihe von Fällen, die zeigen, daß selbst die organisierten Arbeiter nicht für ihre Interessen eintreten.

Der Sozialismus in England.

I.

London, den 30. August. — Wenn man in Deutschland von englischen Verhältnissen spricht, so pflegt ein jeder seiner Phantasie besondere Bilder vorzugaukeln. Der Gardeleutnant denkt an die schneidigen Wetrennen, der Feinschmecker an die saftigen Beefsteaks, der Konservative an die vielen Kirchen, der Freisinnige an den angeblichen Freihandel und der Sozialdemokrat an die Versammlungs- und Redefreiheit. Aber woran alle nicht denken, und selbst die Sozialdemokraten nicht: das ist der englische Sozialismus. Und warum nicht? Nun weil es eben in Deutschland einmal Axiom geworden ist, daß es in England keine nennenswerthe soziale Bewegung giebt, und weil selbst die Sozialdemokraten glauben, daß Hyndman und Aveling allerhöchstens ein paar Tausend Anhänger haben, aber um Himmelswillen nicht mehr. Ja, die Konservativen und die mit ihnen durch Dick und Dünn gehenden Nationalliberalen behaupten sogar, daß in England vom Sozialismus überhaupt nichts zu spüren sei, und die biedereren Freisinnigen sprechen dazu ihr Amen und ver-

künden, daß die Sozialdemokratie überhaupt nirgends aufkommen könne, wo der Freihandel eingeführt sei. Die trefflichen Seelen! hätten sie auch nur eine blasse Ahnung von den englischen Zuständen, sie würden die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen und erklären, daß England, mehr als irgend ein anderes Land, eines Sozialistengesetzes dringend bedürftig sei. Denn den Satz, daß es in England keine Sozialdemokraten giebt, könnte man thatsächlich mit größerem Rechte in sein direktes Gegentheil umkehren und behaupten: in England giebt es keinen, der nicht Sozialist ist.

Und wie sollte es auch möglich sein, daß der Sozialismus in England keinen Boden hätte gewinnen können? Der Industrialismus und noch mehr der Privatbesitz an Grund und Boden, ist hier unstreitig weit mehr auf die Spitze getrieben, als in irgend einem andern Lande, und die Lebenshaltung des Proletariats ist daher eine ungleich niedrigere, als anderswo. Um sich davon zu überzeugen braucht man nur früh Morgens oder spät Abends einen Gang durch den östlichen Stadtteil Londons zu machen. So verkommene Gestalten, wie man sie auf einer solchen Wanderung zu Tausenden antrifft, sieht man in Berlin — beispielsweise im Frankfurter Viertel oder im Wedding — nicht einmal zu Duzenden. Die allermeisten haben die Gewalt über ihren eigenen Körper schon längst verloren; sie schlendern einher, als ob sie halbbetrunkene wären; ihr Blick ist morgens gerade so stier und theilnahmslos wie am Abend, und was ihre Kleidung anbetrifft, so würden in Berlin Hunderte wegen „Erregung öffentlichen Aergernisses“ arretrirt werden. Einen fast noch traurigeren Anblick gewähren die weiblichen Arbeiter, die in vielen Fabriken die Majorität zu bilden scheinen. Vergleicht man sie mit ihren deutschen Schwestern, so möchte man glauben, einen ganz andern Menschenstamm vor sich zu haben. Dieses durch den Branntweingenuß aufgedunene, hochgeröthete Gesicht, diese blöden Augen und diesen entsetzlichen Schmutz: das alles muß man gesehen haben, um sich davon eine Vorstellung machen zu können.

Wenn es in einem Lande mit derartig schroffen Klaffengegensätzen keinen Sozialismus gäbe, dann wäre das für die herrschenden Klassen eine Schmach, wie sie sich größer nicht denken läßt. Denn sie würden dadurch lediglich den Beweis geliefert haben, daß sie in dem englischen Proletariat sogar das Gefühl für seine allerwichtigsten Interessen erstickt, daß sie den Arbeiter systematisch verdrückt und vertheert hätten. Und über die Feststellung einer solchen Thatsache könnte doch wohl nur derjenige jubeln, dem überhaupt nichts mehr die Schamröthe ins Gesicht zu treiben vermag.

Aber glücklicherweise ist die große Masse des englischen Proletariats noch nicht auf dem Standpunkte angelangt, daß es seinem eigenen Interesse gleichgültig gegenübersteht. Und darum ist auch der Sozialismus da, ebenfugot da, wie selbst in Deutschland.

Freilich die Form, in welcher er zur Erscheinung kommt, ist in den beiden Ländern eine grundverschiedene. In Deutschland bilden die Anhänger der Sozialdemokratie eine wohlorganisirte und gut geschulte politische Partei, die alle drei Jahre bei den Reichstagswahlen öffentlich den Beweis ihres Wachstums liefert. In England dagegen liegt die Sache ganz anders: hier hat sich die Partei wegen des hohen Zensus, sowie wegen der kolossalen Geldmittel, die zur Betreibung der Wahlkämpfe erforderlich sind, bisher noch nicht an den Parlamentswahlen betheiligt. In Folge dessen, und weil es in England noch kein Sozialistengesetz giebt, ist die hiesige Sozialdemokratie keine organisierte Partei; sie zerplüthert sich vielmehr vorläufig noch in eine ziemlich große Anzahl von Vereinigungen, deren Programme zwar im Wortlaute verschieden, der Sache nach aber alle mehr oder weniger sozialistisch sind.

Diese „leagues“ zählen oft sehr reiche und angesehene Leute zu ihren Mitgliedern; ja mehrere derselben rekrutiren sich sogar fast ausnahmslos aus den Angehörigen der sogenannten höheren Stände. Ueberhaupt ist die soziale Bewegung in England keineswegs gleichbedeutend mit der Arbeiterbewegung, wie dies in Deutschland in den meisten Gegenden der Fall ist. Der Grund für diese Erscheinung ist ein sehr naheliegender. Einerseits ist in England die Ansammlung des Kapitals, und besonders des Grundes und Bodens in wenigen Händen noch viel weiter gediehen, als in Deutschland, andererseits aber ist auch die Taktik, welche die englische Bourgeoisie der proletarischen Bewegung gegenüber beobachtet, eine ganz andere als die des deutschen Bürgerthums. Die Ansichten über die Zukunft der Arbeiterbewegung sind allerdings in beiden Ländern dieselben: hier wie dort weiß man, daß der Sieg der Arbeitersache nur eine Frage der Zeit ist, und die Verschiedenheit liegt also nur darin, auf welche Weise man diesen Zeitpunkt möglichst weit hinauszuschieben versucht. Aber gerade dieser Unterschied ist ein gewaltiger und für die beiden Völker außerordentlich bezeichnender. Während nämlich die deutsche Bourgeoisie nach Ausnahmegeetzen schreit und durch die Bewilligung immer neuer Steuern, durch fortwährende Verstärkung des Militarismus, durch Einschränkung der Versammlungs- und Vereinsfreiheit der Sozialdemokratie immer neuen Agitationsstoff liefert, sucht die englische Bourgeoisie durch weitgehende Zugeständnisse den Agitationsstoff zu vermindern. Auf diese Weise sind wir jetzt schon thatsächlich dahin gekommen, daß wie die „Westminster Review“ kürzlich sagte, „der Sozialismus im englischen Parlament bereits ein starker, ausschlaggebender Faktor geworden ist.“

Die erste Frucht dieser Zugeständnisse von Seiten der

Herrschenden Klassen an die Sozialdemokratie, war die „Landverstaatlichungs-Gesellschaft“ („the land nationalisation society“), die 1882 von dem berühmten Naturforscher Alfred Russel Wallace gegründet wurde. Wallace, der in einigen Punkten bedeutend weiter geht, als der Amerikaner Henry George, verlangt, „den Grund und Boden in Staatseigentum zu verwandeln, damit der Staat jede neue Generation mit Land versehen könne, so daß jeder Staatsbürger sein natürliches Recht auf Benutzung des Grundes und Bodens wiedererlange.“ Aber wenn auch Wallace, wie gesagt, bedeutend weiter ging als George, so konnte er trotzdem nicht verhindern, daß sich auch innerhalb seiner Partei bald eine noch radikalere Strömung entwickelte, deren Anhänger sich schließlich von ihm löstagen und einen neuen Verein „die Liga für Zurückgabe des Landes“ („English land restoration league“) gründeten. Diese Liga, der sich gleiche Vereine in Schottland und Irland angeschlossen haben, steht vollständig auf sozialdemokratischem Boden, nur daß sie vorläufig noch das bewegliche Kapital von der Verstaatlichung ausschließen will. Da sich aber die ganze Landbewegung bisher in gerader Linie nach links entwickelt hat, und sich immer weiter nach dieser Richtung hin entwickelt, ist es klar, daß der vollständige Uebertritt all dieser Vereine zur Sozialdemokratie nur noch eine Frage der Zeit ist.

Noch vollständiger hat eine andere Partei diesen Entwicklungsgang durchgemacht, die Partei der Christlich-Sozialen. Auch sie ist ursprünglich gegründet, um durch halbe Reformen dem Sozialismus den Boden zu entziehen, und noch vor vier Jahren stand sie im wesentlichen auf demselben Standpunkte, wie der Hopprediger Stöder und sein christlich-sozialer Anhang. Seit dieser Zeit aber hat auch sie sich immer weiter nach links entwickelt, und jetzt erklärt sie schon in ihrem Parteiprogramm: „Wir erkennen all diejenigen Konsequenzen des sozialistischen Prinzips an, welche sich aus den sorgfältigen wissenschaftlichen Forschungen eines Lassalle und eines Marx ergeben.“ Sie steht also vollständig auf dem Standpunkte der deutschen Sozialdemokratie, nur mit dem alleinigen Unterschiede, daß sie die Religion nicht zur Privatsache erklären will.

Und ähnlicher Gesellschafter gibt es in England, Schottland und Irland eine ganze Anzahl. Die eine schiebt dieses, die andere jenes in den Vordergrund, aber alle stehen mehr oder weniger auf sozialdemokratischem Boden, und alle entwickeln sich Monat für Monat immer weiter nach links. Selbst die Frauenbewegung mit ihrer Leiterin, der Frau Annie Besant, an der Spitze, ist kürzlich öffentlich ins sozialdemokratische Lager übergewandert. Annie Besant aber ist die Frau des bekannten Parlamentsmitgliedes Bradlaugh, dessen Uebertritt in den hiesigen sozialistischen Kreisen als sicher bevorstehend erachtet wird. Ihm würde dann unzweifelhaft auch der weitaus größte Theil seiner zahlreichen atheïstischen Anhänger folgen, soweit sich dieselben nicht schon vorher dem Sozialismus angeschlossen haben.

Politische Nachrichten.

Die amerikanische Arbeiterbewegung befindet sich augenblicklich in einer Krise, deren Beurtheilung durch tendenziöse Falschdarstellungen der arbeiterfeindlichen Presse und ihres Kabels, sowie durch die Uebertreibungen der streitenden Parteien außerordentlich erschwert wird. „Die Vereinigte Arbeiterpartei hat sich gespalten,“ schreiben die Blätter und bei oberflächlicher Betrachtung muß es auch scheinen, als ob sie Recht hätten. Die „Bürgerzeitung“ bemerkt dazu: Thatsache ist: Ein New-Yorker Lokal-Ausschuß der „Vereinigten Arbeiterpartei“ nahm am 4. d. M. eine Resolution an, dahingehend, daß ein Mitglied der sozialistischen Arbeiterpartei nicht zugleich Mitglied der Vereinigten Arbeiterpartei sein könne. Thatsache ist ferner, daß die Arbeiterkonvention für den Staat New-York, welche am 17. d. M. in Syracuse zusammen kam, zwar nicht zur Ausschließung aber doch zum Austritt der sozialistischen Delegirten geführt hat. Thatsache ist endlich, daß zwischen den Sozialisten New-Yorks und den Anhängern Henry Georges in Folge jener Vorgänge eine sehr gereizte Polemik ausgebrochen ist und daß es in der Presse und in Volks-Versammlungen gegenseitige Vorwürfe regnet. So thöricht es wäre, diese Thatsachen wegzuleugnen zu wollen, so lächerlich ist es auf der anderen Seite, sie zu entscheidenden Ereignissen anzubauschen und, wie es hier und da bereits geschehen, den Zusammenbruch oder Zerfall der Vereinigten Arbeiterpartei als ein fait accompli zu verkündigen. Zunächst ist festzuhalten, daß die erwähnten Vorkommnisse bloß lokaler Natur sind, und nur den Staat New-York betreffen, der zwar der wichtigste Staat der Union, jedoch für die Arbeiterbewegung der übrigen Staaten keineswegs maßgebend ist. Und ferner muß festgehalten werden, daß die fraglichen Differenzen nicht prinzipieller Natur sind. Die sozialistische Arbeiterpartei, welche in den Vereinigten Staaten, mit einem der deutschen Sozialdemokratie entnommenen Programm, fest und geschlossen organisiert ist, hat keinen Augenblick daran gedacht, der im vorigen Jahre gegründeten „Vereinigten Arbeiterpartei“ (United Labor Party) ein streng sozialistisches Programm aufzudrängen. Auch die leidenschaftlichsten sozialistischen Heißsporne sind sich vollkommen klar darüber, daß ein solches Unterfangen bei den eigenartigen amerikanischen Verhältnissen sinn- und hoffnungslos wäre. Noch nach dem Beschlusse des 4. August wurde von sozialistischer Seite die positive Erklärung abgegeben, man verlange von der Konvention in Syracuse in prinzipieller Hinsicht lediglich die Bestätigung des im vorigen Herbst für die Kandidatur Henry Georges vereinbarten Programms. Und diese Bestätigung ist in der That auch zu Syracuse erfolgt. Da nun die Konvention in der Programmfrage genau nach den Wünschen der Sozialisten verfahren ist — was selbst das sozialistenfeindliche Kabel in seinen Depeschen zugeben mußte — so kann unmöglich von einem prinzipiellen Zwiespalt die Rede sein.

Wie man mit Arbeitern umspringt. Die Landpartei vom letzten Sonntag hatte Tausende von Berliner Sozialdemokraten in Grünau versammelt, führte aber leider wieder zu bedauerlichen Excessen seitens der überwachenden Beamten. Selbst Frauen und Kinder, die sich friedlich im Walde gelagert hatten, waren nicht sicher davor, daß berittene Gensdarmen zwischen sie hineinsprengten und sie auseinandertrieben. Wie man mit den Verhafteten umspringt, davon nur ein Beispiel. Gegen 2 Uhr Mittags wurde ein Arbeiter arretrirt, die Gründe sind ihm heute noch nicht bekannt. Gegen 1/4 4 Uhr wurde er dann mit vier Genossen auf einem Wagen nach Glienicke geschleppt, unter Eskorte von Gensdarmen mit aufgeschlagenem Bajonett. In Glienicke nahm das Spritzenhaus die gemeingefährlichen Verbrecher auf. War dieses Loch eigentlich für fünf Mann schon zu eng, so wurde die Lage der Inhaftirten eine geradezu verzweifelte, als gegen 9 Uhr Abends noch weitere sechs Männer hineingesperrt wurden. Von Liegen war keine Rede, weil überhaupt kein Platz dazu da war. Man sauerte auf etwas Stroh. An Schlafen wäre aber auch sonst nicht zu denken gewesen, denn draußen machte jädelkappernd mit möglichst großem Geräusch ein Knecht des Dorfes die Runde. Auch die Glienicke Bauern mußten natürlich „die verfluchte Sozialistenbrut“, wie sich einer von ihnen ausdrückte, sehen und mit anzüglichem Reden beschimpfen; einige sollen sogar brennende Cigaretten in das (strohgefüllte!) Spritzenhaus geworfen haben. Als man früh etwas Wassermesser verlangte, war der Gemeindegewaltig impertinent genug zu fragen, wozu denn Sozialdemokraten Wassermesser brauchen! Bis Montag früh um 9 hielten die Inhaftirten in dem Loch, dann ging es unter Begleitung des Gensdarmen, Nachwärtlers und Dorfschulzen nach Adlershof, wo endlich die definitive Freilassung erfolgte. Das alles um nichts und wieder nichts. Ein Wunder ist es noch, daß für das in seiner Art einzige Nachtlager nichts gezahlt zu werden brauchte. In Köpenick war das anders. Hier zahlte jeder Inhaftirte 35 Pf. Schlafgeld; dabei befanden sich fünf Mann in einer Zelle mit einem Strohsack. Dieser Strohsack kostet mithin nahezu soviel, wie ein gutes Bett in einem einfachen Hotel. Und da sage man noch, daß unsere Behörden nicht ein sehr starkes Billigkeitgefühl besitzen!

Die sozialdemokratischen Abgeordneten im Reichstage bereiten nach Mittheilungen verschiedener Blätter zum zehn-jährigen Bestehen des Sozialistengesetzes eine Denkschrift vor, welche eine genaue Statistik aller Verbote von Zeitungen und Zeitschriften, sowie die Namen der Ausgewiesenen enthalten soll.

Briefkasten.

A. R. Sie fragen, was man in Amerika unter Pressionspolitik der Arbeiter versteht. Die Arbeiter sind dort vielfach der Ansicht, man könne durch Druck, durch Pression, auf die Politiker der alten Parteien mehr erreichen als durch eine selbstständige Arbeiterpartei. Die Befürworter jener Taktik nennt man deshalb in Arbeiterkreisen Pressions-Politiker, oder auch Schwanz-Politiker, weil sie sich zum Schwanz einer Partei hergeben. Freilich in der Absicht, „dem Schwanz soll mit dem Hunde wedeln“ — wobei es aber natürlich gewöhnlich ganz anders kommt.

Fomer. Natürlich ist der Redakteur dieses Blattes sehr gerne dazu bereit.

Möbelvolirer. Bitten, früher zu senden.

Schreiber. In nächster Nummer.

Abonnent. Wir bitten, alle eingeschriebenen und Werth-Sendungen, Postanweisungen u. s. f. nicht einfach an die „Redaktion“ oder „Expedition“ zu adressiren, sondern mit dem Namen des Redakteurs oder Verlegers zu versehen. — Gleichzeitig wiederholen wir die Bitte, alle Bestellungen einfach an den nächsten Expeditur zu richten.

Verein der Sattler und Fachgenossen.

Sonnabend, den 3. September, Abends 8 1/2 Uhr, in Grätweil's Bierhallen, Beuthstr. 8, Mitglieder-Versammlung. Tagesordnung: 1. Vereins-Angelegenheiten; 2. Gewerkschaftliches; 3. Fragekasten und Verschiedenes; 4. Aufnahme neuer Mitglieder.

Um zahlreichen Besuch ersucht

Der Vorstand.

Fachverein der Tischler.

Sonnabend, den 3. September, Abends 8 1/2 Uhr, in Jordan's Salon, Neue Grünstr. 28: Außerordentliche General-Versammlung. Tagesordnung: 1. Bericht über die Herbergs-Angelegenheit. 2. Antrag auf Abänderung des Vereinsstatuts. 3. Die Arbeitsverhältnisse in der Werkstatt von Thomas (Lindenstraße). Die Gesellen dieser Werkstatt sind zu der Versammlung eingeladen. 4. Ein Unterstüßungs-gesuch. 5. Verschiedenes u. Fragekasten. Das Quittungsbuch legitimirt. Neue Mitglieder werden aufgenommen. — Billets zu dem am Sonnabend, den 15. Oktober, in Keller's Salon, Andreasstraße 21, stattfindenden Vereinsball sind in der Versammlung zu haben.

Der Vorstand.

Fachverein der Stuckateure.

Versammlung

am Montag, d. 5. September, in Nieft's Salon, Kommandantenstraße 71/72, Abends 8 Uhr. Tagesordnung: 1. Vorlage des veränderten Arbeitsnachweis-Reglement. 2. Abrechnung vom diesjährigen Stiftungsfest. 3. Stellungnahme des Vereins über die Trennung der Bau und Werkstatt-Stuckateure. 4. Verschiedenes und Fragekasten. Um zahlreiches und pünktliches Erscheinen ersucht

Der Vorstand.

Zur pünktlichen Besorgung der Berl. Volks-Tribüne

sowie Volksblatt und alle andern erscheinenden Zeitungen und Journale empfiehlt sich

A. Quandt,

Zeitungs-Expeditur,
Härbringer-Str. 26.

A v i s!
Für Schmiede, Schlosser, Maschinenbauer, Kupferschmiede empfehle meine seit 10 Jahren bestehende

Feilenhauerei.

Gewissenhaftes glähen, hauen und härten der Feilen.

Bestellungen auf neue Feilen und Raspen nehme gern entgegen.

Louis Renthaler,

Feilenhauer-Meister,
Berlin S. O., Büdnerstraße 10.

Möbel- Spiegel- und Polsterwaaren

von **Franz Köppen, Oranienstraße 170.**

Reelle Waare.

Solide Preise.

W. Schulz, Restaurateur,

Admiralstraße 40, am Kottbuser Platz (früher Alte Linde.)

Empfehle allen Freunden und Bekannten sein Lokal mit der Bitte um recht regen Besuch.

Mittagstisch 40 Pf. Abendstisch 30 Pf.

Vorzüglihe Getränke.

Buch- und Steindruckerei
von **F. POSEKEL**
Berlin S. O., Oranien-Strasse 23,
empfehle sich zur prompten und saubersten Ausführung aller Drucksachen.

Für Vereine fertige ich zu mässigsten Preisen:
Aufrufe, Jahresberichte, Kassenabschlüsse,
Statuten, Cirkulare, Mitgliedsbücher,
Plakate, Programme, Billets etc.

Verlag
der
Berliner
Volks-
Tribüne.

Möbel- Spiegel- u. Polsterwaaren-Magazin

von **Julius Apelt, Sebastianstraße 27-28.**

Reelle Waare. Prompte Bedienung.

Verein deutscher Schuhmacher.

Montag, den 5. September, Abends 8 1/2 Uhr, Versammlung: Beuthstr. 8.

Tagesordnung:
1. Herr Wegner über „Die Entwicklung der fahrgewerblichen Bestrebungen.“ 2. Geschäftliches. 3. Fragekasten. — Gäste haben Zutritt.
H. Baginski, Schönholzerstr. 7.

P. MÜLLER, Tapezierer,

Mariannenplatz 24, H. I.
empfehle sein Lager in Sophas u. Bettstellen m. Matratzen, auch w. Sophas u. Matratzen dauerh. in und außer dem Hause angefertigt.

Allen Arbeitern

empfehle ich mein Weiß- und Bairisch-Bierlokal, sowie guten
Frühstück-, Mittag- und Abendstisch.
Auch steht den verehrten Gästen ein kleines Vereinszimmer zur Verfügung.

W. Prodöhl,
Stalitzerstraße 18 i. A.

Nähmaschinen

sämmtlicher Systeme
auch auf Theilzahlung. **Reparaturen schnell und gut.**

E. Franke,

Saarbrückerstraße 6.

Sophas und Matratzen

mit Bettstellen,
solide gearbeitet, sind immer vorräthig.

R. Butziger, Tapezierer,

Kl. Andreasstr. 3.

Roh-Tabak.

Billigste Bezugsquelle Berlins
L. Tann & Otto,
Berlin N. O., Gr. Frankfurterstr. 74/75.

Zum Schulbilder-Einrahmen empfiehlt sich
R. Königsberg, Buchbinder,
Cottbuserstr. 22, v. 3 Trepp.

[Nachdruck verboten.]

Die weiße Rose.

Von W. Garschin.

Es war einmal eine weiße Rose. Der Rosenstock, an welchem sie blühte, stand in einem kleinen, halbbrunden Blumengarten vor einem Landhaus. Der Garten war sehr verwildert: dichtes Unkraut wuchs auf den alten, eingesunkenen Beeten und den Wegen, die schon lange nicht gesäubert und mit Sand bestreut worden waren. Der Zaun von Fichtenpfählen, welche die Form vierkantiger spitzer Piken hatten und einstmal mit grüner Lackfarbe angestrichen waren, stand jetzt gänzlich verwittert und verfallen da; die Piken wurden von der Dorfsingend beim Soldatenspielen benutzt oder von den vorübergehenden Bauern als Waffen gegen die bissigen Hunde gebraucht.

Der verfallene Zustand des Zaunes entstellte jedoch den Garten durchaus nicht. Die Läden waren mit Hopfen überwachsen, und mit großblumiger weiß blühender Zaunwinde, und mit Strauchwerk, dessen bläuliche Blütenquästchen hier und da zwischen den mattgrünen Blätterbüscheln eingestreut waren. Die stacheligen Disteln hatten in dem feuchten, fetten Boden des Blumengartens, der sich inmitten einer großen, schattigen Obstanlage befand, eine so ungewöhnliche Höhe erreicht, daß sie fast wie Bäume erschienen. Noch höher waren die blüthenbesetzten Stengel der gelben Königskerze emporgeschossen. In einem Winkel des Gartens gediehen üppig wuchernde Nesseln; ihr dunkles Grün bildete einen dem Auge wohlgefälligen Hintergrund für die prächtige blaße Rose.

An einem herrlichen Maieumorgen war sie aufgebrochen; sie hatte ihre Blütenblätter entfaltet, und der flüchtige Morgentau hatte einige durchsichtige, reine Tropfen auf denselben zurückgelassen. Es schien, als ob die Rose weinte. Aber rings um sie war alles so schön, so rein und klar an diesem prächtigen Morgen, da sie zum ersten Mal den blauen Himmel erblickte, den frischen Windhauch spürte und die Wärme des Sonnenstrahls empfand, und so friedlich und ruhig war alles in dem Garten, daß ihre Thränen nur Thränen der Freude und Lebenslust sein konnten — nicht Thränen des Schmerzes. Sie konnte nicht sprechen; sie konnte nur ihr Haupt beugen und ihren feinen, frischen Duft ausströmen, und dieser Duft war ihre Rede, ihr Lied.

Unten aber, zwischen den Wurzeln des Rosenstocks, hockte auf der feuchten Erde, dicht an sie geschnitten, eine feiste alte Kröte, welche die ganze Nacht hindurch auf Würmer und kleine Fliegen Jagd gemacht und nun am Morgen sich ein schattiges, feuchtes Plätzchen gesucht hatte, um von der Arbeit auszuruhen. Schläfrig und kaum athmend sah sie da: die kleinen Krötenaugen waren durch die weißlichen Netzhäutchen fast geschlossen; eine der häßlichen Pfoten lag seitwärts weggestreckt, denn die Kröte war zu faul, sie an den Leib zu ziehen.

Sie freute sich über gar nichts: weder über den Morgen, noch über die Sonne, noch über das schöne Wetter; sie war satt und wollte nur ruhen. Als jedoch der leichte Wind für einen Augenblick sich legte, und der Duft der Rose ihre Nüstern kitzelte, empfand sie eine gewisse Unruhe; doch war sie zu träg, um nach der Ursache derselben zu forschen.

Den Blumengarten, in welchem die Rose blühte und die Kröte sah, hatte schon lange Niemand mehr betreten. Es war im vergangenen Herbst, als zum letzten Male ein kleiner Knabe in dem Garten erschienen war, der darin den ganzen Sommer hindurch an jedem hellen Tage unter dem Fenster des Hauses gesessen hatte. Ein erwachsenes Mädchen, seine Schwester, sah im Zimmer am Fenster; sie las in einem Buche oder nähte und blickte von Zeit zu Zeit nach dem Bruder hinüber. Der Knabe zählte sieben Jahre, war klein von Wuchs, hatte große Augen und einen großen Kopf auf einem mageren Körper. Er liebte seinen Blumengarten sehr — es war sein Blumengarten, weil außer ihm Niemand diesen verlassen Winkel besuchte; wenn er ihn betrat, setzte er sich in die Sonne, auf die alte hölzerne Bank, die auf einem trockenen Sandweg stand und nur deshalb in Stand erhalten wurde, weil man beim Schließen der Fensterläden auf sie hinaufklettern mußte. Hier sah nun Wasja und las in dem Buche, das er mitgebracht hatte.

„Wasja, willst Du, daß ich Dir den Ball hinauswerfe?“ fragte die Schwester aus dem Fenster; „vielleicht möchtest Du ein wenig damit spielen?“

„Nein, Mascha, ich will lieber lesen.“
Und er sah lange und las. Wenn er aber schließlich der Robinsons, der Wilden und der Seeräuber überdrüssig war, dann legte er das aufgeschlagene Buch auf die Bank und ging ins Dickicht des Blumengartens, in dem er jeden Strauch, fast jeden Halm kannte. Er hockte vor dem dicken, mit silbrigen weißlichen Blättern umgebenen Stengel einer Königskerze, die dreimal höher war als er, auf die Fersen nieder und beobachtete lange und aufmerksam das Treiben des auf- und abwandernden Ameisen-völkchens. Er schaute oft zu, wie die Spinne in ihrem kunstvollen Netz den Fliegen auslauert, wie die Eidechse, das stumpfe Schnäuzchen öffnend, sich sonnt und die grünen Schuppen ihres Rückens erglänzen läßt.

Einmal, es war schon gegen Abend, sah er sogar ein enleibhaftigen Igel.

Er konnte kaum seine Freude zurückhalten und hätte laut aufjauchzen und in die Hände klatschen mögen, wenn er nicht gefürchtet hätte, das stachelige Thier zu verschrecken. Mit verhaltenem Athem und weit geöffneten, glückstrahlenden Augen blickte er entzückt den Igel an, der schnüffelnd mit seiner Rüsselschnauze die Wurzeln des Rosenstocks untersuchte, um die Würmer zwischen ihnen aufzuspüren, und in drohlicher Weise die fetten scharfen Klauen über einander setzte.

„Wasja, mein Lieber, komm herein — es wird draußen feucht!“ rief die Schwester laut.

Und der Igel erschrak, als er die menschliche Stimme vernahm, und verwandelte sich schnell in eine Kugel, indem er den Kopf und die Hinterpfoten unter seinem stacheligen Fell verbarg.

Der Kleine berührte vorsichtig die Stacheln — das Thier zog seinen Körper noch fester zusammen und jauchte ärgerlich, wie eine kleine Dampfmaschine.

Wasja machte bald nähere Bekanntschaft mit dem drolligen Igel. Er war ein so stiller, schwächlicher, sanftmüthiger Knabe, daß sogar das kleine Gethier des Gartens keine Angst vor ihm hatte. Und wie groß war Wasja's Freude, als der Igel die Milch kostete, die der Besitzer des Gartens ihm in einem Schüsselchen gebracht hatte! . . .

In diesem Frühling jedoch vermochte der Kleine nicht mehr in seinen geliebten Garten hinauszugehen.

Wie früher, gab die Schwester auf ihn Acht, aber nicht mehr am Fenster, sondern an seinem Bett. Wie früher las sie in einem Buch, aber nicht mehr still für sich, sondern laut, daß er's hören konnte, denn er vermochte den abgemagerten Kopf nicht mehr aus den weißen Rissen emporzuheben, die schwachen Hände waren nicht mehr im Stande, auch nur das kleinste Buch zu halten, und seine Augen wurden sogleich müde vom Lesen. Er wird wohl niemals mehr in sein liebes Gärtchen hinabsteigen . . .

„Mascha!“ ruft er plötzlich leise die Schwester.

„Was, mein Lieber?“

„Im Garten ist's wohl jetzt recht hübsch? Blühen die Rosen schon?“

Die Schwester beugt sich über ihn, küßt ihn auf die bleiche Wange und wischt unbewert eine Thräne ab.

„Hübsch ist's, mein Täubchen, sehr hübsch. Auch die Rosen blühen schon. Am Montag werden wir zusammen in den Garten gehen, der Doktor wird Dir's erlauben.“

Der Kleine antwortet nicht, er seufzt nur tief. Die Schwester fährt fort, ihm vorzulesen.

„Es ist gut, ich bin müde. Ich will lieber schlafen.“

Die Schwester streich ihm die Rissen und das kleine Deckbett glatt; er drehte sich mit Mühe der Wand zu und schlief ein. Die Sonne fiel durch das nach dem Blumengarten hinausgehende Fenster und warf ihre lichten Strahlen auf das Bett und den kleinen Körper des Kindes, und die kurzgeschorenen Haare über dem dünnen Halse schienen wie vergoldet.

Die Rose wußte nichts von alledem, was in dem Zimmer vorging. Sie entwickelte sich in lieblicher Pracht, am folgenden Tage mußte sie zu voller Blüthe gelangt sein, und am dritten Tage ging's ans Welken, ans Sterben. So kurz ist das Leben einer Rose. Aber selbst in diesem kurzen Leben sollte sie nicht wenig Angst und Schmerz erfahren.

Die Kröte hatte sie bemerkt.

Als sie die Blume zum ersten Mal mit ihren boshaften, häßlichen Augen erblickte, zuckte eine seltsame Empfindung durch ihr Krötenherz. Sie konnte sich nicht losreißen von dem Anblick der lieblichen, leicht rosig angehauchten Blättchen und schaute und schaute. Die Rose gefiel ihr. Aber sie fand in ihrem Krötenhirn keinen andern Ausdruck für ihr Gefühl, als die Worte: „Halte still! Ich werde dich auffressen.“

Die Rose erschrak, als sie diese mit rauher Stimme gesprochenen Worte vernahm. Warum war sie festgewachsen an ihrem Stengel? Die Vögel, die rings um sie zwitscherten, hüpfen und flogen frei von Ast zu Ast; bisweilen schwebten sie irgendwohin schnell durch die Luft, wohin? — das wußte die Rose nicht. Ach, wie sie diese Thierchen beneidete! Wäre sie beflügelt, wie sie, dann wollte sie aufklattern und vor diesen boshaften Augen entfliehen, die sie durch ihr unverwandtes Anstarren in Schrecken versetzten.

„Ich werde dich auffressen!“ wiederholte die Kröte, indem sie ihrer Stimme einen möglichst weichen Ausdruck zu geben suchte, was ihre Worte jedoch nur um so widerlicher machte.

„Ich werde dich auffressen!“ wiederholte sie, dem Rosenstock immer näher rüdend, ohne einen Blick von der Blume zu wenden. Und die arme Rose sah mit Schrecken, wie die häßlichen, klebrigen Füße sich an dem Zweigwerk des Strauches, an dem sie wuchs, festzuklammern suchten. Das Klettern fiel der Kröte freilich ziemlich schwer: ihr flacher Körper vermochte nur auf ebener Erde sich frei und bequem zu bewegen. Nach jeder Bewegung, die sie vorwärts that, blickte sie nach der Blume, und dieser ward's immer beklommener zu Mute. „Ich will ja sterben, seufzte sie, aber nicht auf diese Weise.“

Die Kröte aber kletterte auf dem Gezweig immer höher. Als sie jedoch das Ende des alten Stammes erreichte, wo die jungen Zweige anfangen, erging es ihr nicht zum Besten. Die dunkelgrüne, glatte Rinde der Zweige war ganz mit spitzen, harten Dornen besetzt. Die Kröte richtete sich an ihnen die Füße und den Leib und stürzte hart zu Boden. Wütend blickte sie zu der Rose hinauf. „Ich hab's nun einmal gesagt, ich werde dich auffressen!“ wiederholte sie.

Der Abend brach an. Die verwundete Kröte mußte an ihren Magen denken und begab sich auf die Insektenjagd. Der Aergerniß, den sie über ihr mißglücktes Unternehmen empfand, hinderte sie nicht, sich tüchtig fartzuessen. Ihre Wunden waren keineswegs gefährlich, und so beschloß sie, erst ein wenig der Ruhe zu pflegen und dann von neuem zu der Blume emporzuklettern. Sie ruhte ziemlich lange. Der Morgen kam, der halbe Tag verging, die Rose hatte ihren Feind fast vergessen. Sie hatte sich bereits ganz entfaltet und war das schönste Wesen im ganzen Blumengarten. Aber niemand kam, sich ihres Anblicks zu freuen. Der kleine Knabe lag unbeweglich auf seinem Bett, und die Schwester wich nicht einen Augenblick von dem Kranken. Nur Vögel und Schmetterlinge huschten an der Rose vorüber, ab und zu setzte sich eine summende Biene in ihre aufgeblühte Krone und flog, ganz gelb von Blütenstaub, wieder davon. Auch eine Nachtigall kam, verbarg sich im Gezweige des Rosenstocks und stimmte ihr Lied an. Welcher Unterschied gegen das heisere Quaken der Kröte! Die Rose war entzückt von diesem Liede: es schien ihr, daß die Nachtigall es für sie singe und vielleicht hatte sie nicht Unrecht. Sie bemerkte in ihrem Entzücken gar nicht, wie ihr Feind auf den Zweigen leise zu ihr emporkroch. Diesmal schonte die Kröte weder Bauch noch Pfoten: sie blutete bereits, aber entschlossen kletterte sie immer höher, und plötzlich hörte die Rose inmitten der lieblichen, süßen Klänge des Nachtigallenliedes das bekannte heisere Köcheln:

„Ich hab's gesagt, ich werde dich auffressen, auffressen!“

Und voll Gier blickten die Krötenaugen vom benachbarten Zweige nach ihr herüber. Nur ein einziger Schritt noch, und sie fiel dem boshaften Thiere zum Opfer. Die Rose begriff, daß ihr Ende gekommen war. — — —

Der kleine Besitzer des Gartens lag unbeweglich auf seinem Bettchen. Die Schwester sah ihm zu Häupten in einem Sessel und glaubte, daß er schlafe. Auf ihren Knien lag ein offenes Buch, aber sie las nicht darin. Ihr müder Kopf sank langsam herab: das arme Mädchen hatte schon mehrere Nächte wachend bei dem kranken Bruder verbracht, ein leiser Schlummer senkte sich jetzt auf ihre matten Augen.

„Mascha!“ flüsterte plötzlich der Kleine; die Schwester fuhr auf.

Sie hatte soeben geträumt, daß sie am Fenster sitze und daß der kleine Bruder gerade wie im vorigen Jahre im Garten spiele und sie rufe. Als sie die Augen öffnete und ihn abgemagert und schwach im Bette sah, entstieg ein schwerer Seufzer ihrer Brust.

„Was willst Du, mein Lieber?“

„Mascha, Du sagtest mir, daß die Rosen schon blühen — kann ich . . . eine bekommen?“

„Gewiß, mein Täubchen, gewiß!“ Sie trat ans Fenster und blickte nach dem Rosenstrauch — eine herrliche Rose prangte an demselben.

„Eine prächtige Rose ist eben für Dich aufgeblüht — sie kommt wie gerufen! Soll ich sie Dir in einem Glase hier auf den Stuhl stellen?“

„Ja, auf den Stuhl.“

Mascha nahm eine Scheere und begab sich in den Garten. Sie war schon lange nicht mehr ins Freie gekommen, das Sonnenlicht blendete sie, und der frische Lufthauch betäubte sie beinahe. Sie trat gerade in dem Augenblick an den Rosenstock heran, als die Kröte nach der Blume griff.

„Ach, wie häßlich!“ rief sie aus, erfaßte den Zweig und schüttelte ihn so heftig, daß die Kröte mit plattem Bauche zu Boden fiel. In ihrer Wuth sprang dieselbe auf und schnappte nach dem Mädchen, doch reichte sie nicht höher, als bis an den Rand des Kleides und flog sogleich, von der Schutzspitze zurückgeschleudert, auf die Seite. Sie wagte keinen zweiten Angriff und sah nur von weitem, wie das Mädchen vorsichtig die Blume abschnitt und in das Zimmer trug.

Als der Kleine die Schwester mit der Rose in der Hand eintreten sah, glitt, zum ersten Mal seit langer Zeit, ein schwaches Lächeln über seine Züge, und mit Mühe streckte er seine magere Hand aus.

„Gieb sie mir,“ flüsterte er, „ich will daran riechen.“

Die Schwester gab ihm den Stiel in die Hand und half ihm, sie ans Gesicht zu führen. Er sog den lieblichen Duft ein und sagte leise, mit glücklichem Lächeln: „Ach, wie schön!“

Dann ward sein kleines Antlitz ernst und unbeweglich, und er verstummte . . . für immer.

Die Rose war abgeschnitten worden, ehe sie welkte, aber sie fühlte, daß man sie nicht umsonst gebrochen hatte. Kränze und Blumen umgaben den kleinen Sarg. Die

weiße Rose aber stellte man dicht daneben in ein Glas auf ein Tischchen. Und da wurde sie nicht etwa vergessen; das junge Mädchen führte sie an die Lippen und küßte sie heiß und innig. Eine große Thräne fiel von ihrer Wange auf die Blume, und das war der schönste Augenblick in dem Leben der Rose. Als sie zu welken begann, da legte man sie in ein dickes, altes Buch, um sie zu pressen, und später, nach vielen Jahren ward sie mir geschenkt. Daher weiß ich auch diese ganze Geschichte.

Erinnerung an einen verstorbenen Arbeiterfreund.

r. Am 14. Februar 1879 starb im Alter von 78 Jahren in Coburg ein Mann, an den die Erinnerung aufzustrichen ich hiermit unternehme, weil ich glaube, daß er es verdient hat, daß sein Name in Arbeiterkreisen nicht in gründliche Vergessenheit gerathe.

Es ist Engelbert Wintersberg, ein sich bis zu seinem Tode treugebliebener, ehrlicher Achtundvierziger, der nach dem „tolken Jahre“ sich weiter entwickelte, bis er offen in die Reihen der sozialdemokratischen Arbeiter eintrat. Geboren 1801 in Weyer in Oberösterreich, wofür sein Vater Direktor der Eisengewerkschaft war, zu der 50 Eisenhammer gehörten, hatte er Gelegenheit, das Leben und Treiben der Arbeiterbevölkerung aus unmittelbarer Nähe zu beobachten und zu studiren. Dabei kam ihm der Umstand zu Gute, daß sein Vater die Arbeiter human behandelte und deshalb auch von allen geachtet und geehrt wurde. Aber Wintersberg selbst sollte bald des Lebens Bitterkeiten und Unannehmlichkeiten in überreichem Maße erfahren, denn noch nicht erwachsen, verlor er seinen Vater und über die Familie kam dadurch schweres Unglück. Der Knabe mußte nach Steiermark zu seinem Onkel wandern, bei dem er drei Jahre verblieb und diese Zeit benutzte er, um seinen Wissensdurst durch das Studium der deutschen Klassiker, der Weltgeschichte von Guthrie und Gray und verschiedener anderer Werke, die er in der reichen Bücherammlung seines Onkels vorfand, zu stillen.

Von da weg kam der lerneifrige Knabe in das Gymnasium des Benediktinerklosters Seitenstetten (in Niederösterreich), wo Verpflegung und Unterricht „wohlfeil“ war, aber, wie Wintersberg später sich ausdrückte, „standen diese Dinge noch unter dem Verhältniß der Wohlfeilheit“. Die Frömmigkeit des Klosterlebens konnte unserem freilebenden Jünglinge nicht gefallen und es konnte ihm auch davon nichts beigebracht werden, wie er selbst sagt: „ich war wohl nicht fromm, aber ich darf sagen gut; fromm ist man nämlich für sich selbst; gut für Andere“.

Mit 17 Jahren kam er nach Graz an die dortige Universität, wo er indeß nur zwei Jahre verblieb, da er daselbst nicht das gefunden, was er gehofft.

„Ich hatte mich mit Begeisterung und Eifer auf die Studien geworfen und freute mich des höheren Bodens, auf den ich jetzt zu stehen kommen sollte. Aber die Enttäuschung war arg, ich besuchte nicht lange die Vorlesungen, als ich ungeduldet meines jungen Alters sah, daß die Wissenschaft, die man uns beibringen wollte, eine ausgeblasene Eierschale war. Wir hatten Geschichte, Philosophie, Mathematik und Physik, griechische und lateinische Philologie und endlich etwas, das man „Religionswissenschaft“ nannte, gelernt. Die Geschichte, die man uns vortrug, reichte aber nur bis zum Jahr 1789, das heißt bis zum Ausbruch der französischen, eigentlich europäischen, Revolution. Die Philosophie, die man uns lehrte, war eine ganz verwässerte Schulphilosophie, die weder dem Geiste und noch weniger dem Herzen etwas gab, wohl aber den Verstand hätte verwirren können. Was die Religionswissenschaft anbelangt, die man uns zumuthete, weiß doch jeder Verständige, daß auf Alles, was man Religion nennt, der Begriff Wissenschaft gar nicht anwendbar ist. Wissenschaft ist Kenntniß der Dinge, Erkenntniß ihres Zusammenhanges und ihrer wechselseitigen Beziehungen durch eigenes Nachdenken. — Da hat die Autorität nichts zu thun.“

In diesen Worten liegt auch zugleich ein tiefes Urtheil über die damaligen Zustände an den österreichischen Hochschulen, wenn schon Wintersberg den Professoren insofern Gerechtigkeit wiederfahren läßt, indem er sagt „sie durften sich nicht von ihren Kenntnissen leiten lassen, sondern mußten den Weisungen folgen, die ihnen gegeben wurden.“ Ihn selbst edelte aber diese zugeschnittene Professoren-Weisheit, diese bestellte Halbgelehrsamkeit, derartig an, daß er sich davon so viel wie möglich zurückzog und sich in sein eigenes Gemüth vertiefte, was ihn zur Entdeckung seiner poetischen Ader führte. Indessen ließ sich nicht gerade mächtig. Eine Anzahl verschiedener kleinerer, in weiteren Kreisen nicht sehr bekannt gewordener Gedichte, ein dramatischer Versuch einer „Virginia“ und zwei Trauerspiele, die Cäsars Ermordung und die Schlacht von Philippi zum Gegenstande hatten — bilden wohl zusammen den ganzen Schatz seiner poetischen Versuche.

Die beiden Trauerspiele hatte er in Wien geschrieben, wohin er von Graz aus sich begeben hatte, um an der dortigen Universität seine Studien fortzusetzen. Auch da fand er sein Ideal nicht und seine Lehrer bezeichnet er als „so vollständige Karrikaturen, daß ein Postenschreiber sie unverändert hätte benutzen können“. Er gab denn auch bald seine Universitätsstudien auf und trat ins praktische Leben ein. Auch hatte er in der Zwischenzeit das Ideal seines Herzens gefunden, das aber erst nach siebenzehnjährigen Kämpfen seine Gattin wurde.

Nun beginnt — 1830 — seine schriftstellerische Thätigkeit, die durch die französische Revolution sofort eine be-

stimmte politische Richtung erhielt. Interessant ist ein Brief, den er damals an Ludwig Börne in Paris richtete und den dieser im ersten Bande seiner „Pariser Briefe“ veröffentlichte.

„Ein Wiener Gelehrter“, sagt Börne in seinem Briefe vom 20. November 1830, „hat mir in diesen Tagen geschrieben und ich will Ihnen Einiges aus seinem Briefe mittheilen. Eine Art Kerkerluft weht durch alle seine Worte, eine gewisse Trauer ist über seine Reden verbreitet und so wahr und liebevoll ist Alles, was er spricht, daß es mir in das Herz gedrungen. Er sagt in seinem Briefe: „Es thut Noth in so zerspaltenen, einheitslieblicher Zeit, daß ihre Besseren und Edleren sich finden, erkennen, lieben und vereinigen für ihr gleiches Ziel — das allein Rechte — die Freude des Menschen und das Wohl der Einzelnen wie des ganzen Geschlechts, das ja nur die Summe aller Einzelnen ist. Darum ist eben so schön und tief der Satz, den Sie (Börne) im siebenten Bande ihrer Schriften aussprechen und gegen den nicht nur die Theologen, sondern alle, die selbstsüchtig und Feinde der Freiheit sind, aufstehen — der Satz: „Die Menschheit ist um der Menschen willen da“.“

„Es ist wohl an der Zeit, daß der eingerissene Ideengögendienst einmal aufhöre und daß der lebendige Mensch nicht mehr einem luftigen Ideal geopfert und mit ihm nicht mehr Experimente angestellt werden. Ihr ausgesprochener Satz, folgerichtig durchgeführt, wirft alle Systeme über den Haufen und statt des todten Begriffs Menschheit steht der lebendige Mensch schaffend im Mittelpunkt der Welt“.

„Diesen Satz kann aber eben nur wahrnehmen, wer in sich Kern, Werth und Würde trägt; wer selbst nichts ist, muß sich natürlich entweder unter den Schutz, ich weiß nicht welcher Idee, als einer eingebildeten Macht begeben, oder er muß geradezu, wenn er scheinbar etwas stärker ist, das Thierrecht des Stärkeren d. h. die Selbstsucht schlechtweg für sich ansprechen.“

„Wir sehen auch die Zeit nach dieser Spaltung in zwei Theile getheilt. Der eine, die Gelehrten, brüüt über Ideen und sucht im Trüben zu fischen, der andere, die Materikellen, als die Stärkeren, spricht geradezu durch Wort und That die Selbstsucht aus und tritt den Begriff wie den lebendigen Menschen in allen Verhältnissen mit Füßen, wogegen die anderen bloß die Hände ringen und die Vorsehung zum Zeugen der Frevel ausrufen. — Was uns am meisten Noth thut, ist — Vereinigung...“

Bekanntlich war Börne kein Freund von Göthe und Wintersberg hatte ebenfalls gegen denselben heftige Aneignung gefaßt, aber es muß wohl ganz falsche Auffassung zu Grunde liegen, wenn Wintersberg an Börne schreibt:

„Was mich aber wundert, ist dies, daß sie den wilden Göthe öfters anführen. Dieser Mensch ist ein Muster von Schlechtigkeit; man kann in der Weltgeschichte lange suchen, bis man einen seines Gleichen findet. Thöricht ist es, daß man immer sagt: Schiller und Göthe, wie Voltaire und Rousseau. Um soviel Rousseau mehr ist als Schiller, um so viel ist Göthe schlechter als Voltaire. Göthe war immer nur ein Despotendiener; seine Satyre trifft weißlich nur die Kleinen; den Großen macht er den Hof. Dieser Göthe ist ein Krebsgeschaden am deutschen Körper und das Aergste ist noch, daß Alles die Krankheit für die üppigste Gesundheit hält und den Mephistopheles auf den Altar setzt und Dichterkürsten nennt. Ja, Fürstend. i. Despotendichter, sollte er eigentlich heißen.“

Wintersberg hatte nach seinem eigenen Geständniß diesen Brief nicht an Börne in der Absicht gerichtet, denselben veröffentlicht zu wissen; um so mehr war er davon überrascht, als er ihn gedruckt zu lesen bekam. Derselbe wirkte in Oesterreich viel Staub auf und es wurde sogar bestritten — auch bezeichnend — daß dieser Brief aus Oesterreich stammen könne.

Eine Abhandlung, die Wintersberg über die Erziehung in der „Luzer Zeitung“ veröffentlichte, erregte gleichfalls die Aufmerksamkeit weiterer Kreise und wurde namentlich von katholischen Geistlichen heftig angegriffen. Im Jahre 1844 veröffentlichte er bei Hoffmann und Campe in Hamburg eine Broschüre gegen den Kölner Dombau, zwei Jahre später schrieb er seine „100 Sätze vom Staate“, die er nach Preußen werfen wollte, wo damals der vereinigte Landtag zusammentrat; seine Absicht gelang ihm aber nicht, dagegen wurden sie 1848 in Wien unverändert gedruckt und veröffentlicht.

Unser Freund lebte im stillen Kreise seiner Familie bescheiden und zurückgezogen, als plötzlich die Kunde von der Pariser Februar-Revolution nach Wien drang und auch hier die Geister aufrüttelte. Da Wintersberg kein Redner war und in dieser Beziehung nicht wirken konnte, suchte er als Schriftsteller und Rathgeber um so mehr der beginnenden freiheitlichen Bewegung nutzen zu können. Zunächst wurde er Mitarbeiter bei der „Konstitution“, für die er fleißig schrieb. Als die Bewegung in Wien bereits so weit vorgeschritten war, daß die Wahlen zum Reichstage ausgeschrieben wurden, ward Wintersberg zum Wahlmann gewählt und zugleich erging an ihn die Aufforderung, sich im 7. Wiener Bezirke (Neubau) um ein Abgeordnetenmandat zu bewerben. Er folgte dem Rufe, allein mit ihm noch ein weiteres halbes Duzend Mitbewerber, so daß ein wahres Wettrennen um das Mandat begann. Wintersberg aber unterlag bei der Wahl gegen Doblhoff, desgleichen fiel er durch bei der Wahl der Abgeordneten zum Frankfurter Nationalparlament.

Trotzdem er aber dem Reichstage nicht angehörte, wußte Wintersberg durch seine Verbindung mit einer Anzahl freigedinteter Abgeordneter dennoch einen bestimmenden

Einfluß auf die Verhandlungen dieser Körperschaft auszuüben, allein positive Erfolge erzielte er dabei nicht.

Als die Oktoberkämpfe begannen, war Wintersberg durch Krankheit an's Zimmer gefesselt. Seine Lage schildert er in seiner Autobiographie folgendermaßen:

„Die Stunden des Bombardements am Abend des 31. Oktober brachte ich in der Wohnung meines Freundes Dr. Gutherz zu. Wir waren in einem Zimmer des zweiten Stockes, das in den Hof ging; eine Bombe schlug gerade unter uns im ersten Stock ein und zerschmetterte das steinerne Fensterkreuz. Nach der Einnahme der Stadt war die Zeit gekommen, Wien mit Ehren zu verlassen. Man hatte mir gesagt, ich sei nicht auf der Proskriptionsliste, aber ich traute dem Frieden nicht. Auf meinen Wunsch ging meine Frau zum Polizeikommissär. Als er hörte, daß ich noch hier sei, schlug er die Hände über den Kopf zusammen und zeigte ihr auf der Proskriptionsliste meinen Namen. Er rieth mir, mich ruhig zu verhalten, sonst sei vor der Hand nichts zu thun. Er half aber schon dafür sorgen, daß nach mir nicht gefragt würde. Erst am 14. November fanden meine Freunde meine Abreise von Wien rathlich. Dr. Gutherz räumte mir einen Theil seiner Sommerwohnung in Gloggnitz ein und dort verbrachte ich mit der jüngsten Schwester meiner Frau den ganzen Winter von 1848 auf 49. Im April mußte ich die Freistätte verlassen und reiste durch Steiermark auf der Eisenbahn und im Postwagen und von dort weiter nach Linz und weiter bis Konstanz. Aber die vorrückenden Hefen vertrieben mich auch hier und mußte ich deshalb weiter nach St. Gallen in der Schweiz gehen.“ Dahin kam auch bald seine, in Folge der Trennung und in der beständigen Angst um seine persönliche Sicherheit erkrankte Frau.

In St. Gallen nahm Wintersberg wiederum seine schriftstellerische Thätigkeit auf, übersiedelte von da nach Bern und später nach Zürich. Im Frühjahr 1852 wurde er auf Verlangen der österreichischen Regierung d. h. des österreichischen Gesandten in Bern durch Bundesrathsbeschluß aus der Schweiz ausgewiesen. Er sollte in der Piaz Adjutant gewesen sein und mit Borakberg politische Korrespondenzen unterhalten haben, welche beide Anschuldigungen total erfunden waren. Ein weiterer Grund zu dem Vorgehen der österreichischen Regierung war wohl auch der, daß Wintersberg wegen Hochverrath zu 6 Jahren Festung verurtheilt worden war, welche Strafe später auf 2 Jahre herabgemindert wurde, aber für einen Unschuldigen sind doch wohl auch zwei Jahre zu viel. Wintersberg wandte sich nun nach der Ausweisung nach Paris, übersiedelte aber bald nach England, wo er zehn Jahre verblieb. „Damals“, schreibt er, „war der Herzog von Koburg im höchsten Glanze seiner Popularität. Ich wandte mich also brieflich an ihn um eine Freistätte, legte aber meinem Briefe einige meiner stärksten Aufsätze bei und bekannte mich offen zu den darin enthaltenen Grundsätzen.“ Der Herzog gewährte ihm bereitwilligst in Koburg eine Freistätte und im Mai 1862 übersiedelte er dahin, wo er bis zu seinem Tode verblieb. (Wie sich die Zeiten ändern! Heute nach 25 Jahren war Koburg nicht mehr Freistätte für die Herren Christensen und Kessler. Wir schreiten aber doch vorwärts!)

In Koburg schloß sich Wintersberg der beginnenden Arbeiterbewegung an, wurde Mitglied des dortigen Arbeitervereins und suchte die Sache nach Kräften zu fördern. Eine mehrjährige Krankheit zwang ihn abermals zur Unthätigkeit und erst 1865 fing er wieder an, für Zeitungen zu schreiben. Er wurde zunächst Mitarbeiter bei dem von Ludwig Eckart redigirten „Mannheimer Wochenblatt“, in Folge sonderbaren Benehmens des Verlegers dieses Blattes gegenüber Wintersberg sah sich dieser gezwungen, nach zweijähriger Dauer die Verbindung abzubrechen.

In diese Zeit fällt die Abfassung eines Berichtes über die Thätigkeit Bebel's, den er in einer Volksversammlung in Stuttgart erstattete. Anlaß dazu hatte die Berunglimpfung Bebel's durch Leute von der Volkspartei gegeben. Während der Inhaftirung Bebel's und Liebknecht's anlässlich des Leipziger Hochverrathsprozesses, schrieb Wintersberg fleißig für den „Volksstaat“.

Auch für die österreichischen Arbeiterblätter und sonstige literarische Unternehmungen der dortigen Sozialistenpartei war er vielfach thätig und erwarb sich dadurch die wärmsten Sympathien der österreichischen sozialistischen Arbeiter, welche die Nachricht von seinem Ableben 1879 mit schmerzlicher Theilnahme empfanden.

Obwohl Wintersberg's Leben sich im Stillen bewegte, fernab von geräuschvoller Thätigkeit, verdient er nicht minder unser Aller Sympathien. Er wurde seiner Zeit gerecht, suchte nach Kräften an der Lösung ihrer Aufgaben mitzuwirken, schreckte nicht davor zurück, wenn ihn seine Erkenntniß einen Schritt vorwärts trieb, denselben auch ohne Bedenken zu thun. Als siebenzigjähriger Greis — ein seltenes und erhebenendes Beispiel! — akzeptirt er noch die Grundzüge und Ziele der Sozialdemokratie und wirkt für sie in der Presse mit der ihm eigenthümlichen populären und anziehenden Sprache. Seine Worte „der Mensch lebt nicht, um zu arbeiten, er arbeitet, um zu leben“ lassen am Besten das Innerste seiner Ueberzeugung und Gesinnung erkennen. Und ebenso sicher und überzeugend sind die Schlussworte seiner Selbstbiographie von dem endlichen Siege der Sache der Menschheit, des Sozialismus — mit denen auch wir schließen wollen:

„Ein alter Grieche pries sich glücklich, in seiner Zeit geboren zu sein. Damals war das republikanische Griechenland auf seiner Mittagshöhe; leider trat bald sein Niedergang ein. Wir können uns glücklich preisen, in den Tagen des Aufganges geboren zu sein. Es ist eine

Zeit, wie sie nie gewesen: dem sittlichen Verfall auf der einen Seite steht die sittliche Erhebung auf der anderen Seite gegenüber. Wir stehen auf der Seite der Erhebung, bleiben wir derselben würdig und zeigen wir unseren Gegnern, daß man bei uns nicht auf den Sand baut."

Zur Handlungsgehilfenbewegung.

Ueber die Ursachen des bitteren, unleugbaren Nothstandes der kaufmännischen Arbeiter haben wir uns bereits ausführlich ausgesprochen. Wir fanden sie in ganz dem gleichen wirtschaftlichen Zerlegungsprozeß, der auch die Industrie beherrscht und hier die Lohnsklaven zu lebenslänglichen bloßen Theilarbeitern mit der unsichersten und kümmerlichsten Existenz macht.

Wie die moderne Form der Industrie sich am raschesten und auffälligsten in den Großstädten entwickelt, und wie daher die „Arbeiterfrage“ auch hier zuerst ihr Haupt erhoben hat, so ist die Revolution des kaufmännischen Gewerbes ebenfalls in den städtischen Centren am weitesten vorgeschritten. Hier hat daher der Handlungsgehilfe am wenigsten Aussicht, selbstständig zu werden, hier ist er am engsten an eine und dieselbe Theilarbeit gefesselt, hier wird die Konkurrenz um die Stellen die erbitterteste, die Lebenshaltung infolge dessen die gedrückteste, die Existenzunsicherheit die schlimmste.

Wir wollen heute einige Belege dafür bringen, Belege, die zugleich zeigen, daß sich die Handlungsgehilfen wahrlich nicht mehr zu sperren brauchen, sich als Proletariat, die sie nun einmal geworden sind und bei unverändertem Bestand des heutigen Systems weiter werden müssen, der großen Proletarierbewegung der Gegenwart anzuschließen.

In der „Bürgerzeitung“ entwirft ein Theilnehmer von der Nothlage der Handlungsgehilfen in Hamburg folgendes düstere Bild:

Tausende von Handlungsgehilfen irren ohne Beschäftigung umher, täglich durchsuchen sie mit erneuter Hoffnung den Inzeratenthell der Zeitungen, um auf jede nur irgendwie geeignete erscheinende Stelle ein Anerbieten einzureichen. Mit fieberhafter Spannung harren sie Tage und Wochen auf ein positives Ergebnis ihrer Bemühungen, um immer wieder enttäuscht von Neuem zu beginnen. Umsonst! Das Angebot übersteigt zu gewaltig die geringe Nachfrage, die Oeffertreibungen sind in zu riesigen Mengen eingelaufen, als daß eine Prüfung im einzelnen dem Prinzipal auch nur annähernd möglich wäre. So vergehen für den Stellensuchenden Wochen und Monate. Der kleine Lehrgroschen ist längst ausgegeben, ein Stück nach dem anderen wird verkauft oder verpfändet, erst das scheinbar Entbehrliche, dann nur zu bald das Unentbehrliche, und ehe ein halbes Jahr verfloßen, ist der früher in geachteter Stellung konditionierende junge Kaufmann zu einem äußerlich reduzierten und vernachlässigten Menschen herabgesunken, der auf einen respektablen Platz kaum noch Anspruch machen darf. Und was ist die Folge? In den meisten Fällen ist körperliche und geistige Verkümmernung das Loos eines Mannes, der mit großen Erwartungen in das Leben trat.

Die Schilderung dieses Nothstandes ist kaum zu grell ausgemalt, jedenfalls trifft sie in den Grundzügen zu.

Man wird sich erinnern, daß im Sommer 1880 zu ersten Male Versammlungen über Versammlungen abgehalten wurden, in denen die jungen Kaufleute die Schwierigkeit, Stellung zu finden, erörterten. Die damalige Bewegung verlief allerdings im Sande, ohne ein greifbares Resultat zu hinterlassen. Daß sie aber fast jedes Jahr wieder aufgetaucht ist, wesentlich intensiver und verbreiteter, dürfte genügend Zeugnis dafür abgeben, daß sie aus dringenden, unabwendbaren Bedürfnissen heraus erwachsen, nicht künstlich erregt worden ist, und ihre Naturwichtigkeit wird es auch verhindern, daß sie von der Oberfläche des öffentlichen Lebens sobald wieder verschwindet. Warum sollte auch der kaufmännische Stand allein sich nicht zu gemeinsamem Handeln auf wirtschaftspolitischem Gebiet zusammenschließen? Ist er etwa gegen die wirtschaftlichen Nothe, welche alle anderen Stände heimtuchen, diesen schwereren, jenen leichter? Ein Beruf nach dem anderen fühlt die verheerenden Wirkungen der gegenwärtigen Wirtschaftsordnung, ein Stand nach dem anderen wird sich allmählig seines Antheiles an der „sozialen Frage“ bewußt — und es ist denn auch nur natürlich, daß der Kaufmannstand oder, richtiger, der Stand der kaufmännischen Arbeiter, im Laufe der Jahre mit seinen Klagen bestimmter hervorgetreten ist, freilich, ohne es bisher zu klaren Forderungen, zu einheitlichem Vorgehen und einheitlicher Organisation durch ganz Deutschland gebracht zu haben.

Das die vom Kaufmannstande selbst ausgehende Schilderung seiner sozialen Lage, wie sie die obige Thatsache ergibt, wirklich den Verhältnissen entspricht, ergibt sich aus den verschiedensten Anzeichen und Erfahrungen. In den Inzeratenthellen ist z. B. die Zahl der Stellensuche weit größer, als die Zahl der ausgeschriebenen Stellen, und fast bei jeder Vakanz wird die Erfahrung gemacht, daß die Oeffertreibungen nicht bloß zu Dutzenden, sondern oft zu Hunderten eingehen. Sucht Jemand einen Arbeiter für ein dem Handel verwandtes Fach, etwa ein Rechtsanwalt einen Schreiber, so befindet sich unter den sich Kandidierenden immer noch ein beträchtlicher Prozentsatz junger Kaufleute. Ja selbst bei vielen anderen, einer umfangreicheren technischen Vorbildung nicht bedürftenden Beschäftigungen bieten sich auf bezügliche Annoncen nicht selten stellenlose Kaufleute für gewöhnliche Handarbeiterdienste an. So ist es seit Jahren in großen Städten nichts Seltenes, daß junge Kaufleute Kellner werden.

Der Preis der kaufmännischen Arbeit ist notorisch bedeutend gesunken.

Endlich, was vielleicht am schärfsten die traurige Lage vieler kaufmännischen Gehilfen bezeugt, unter den Wanderburschen, den „armen Reisenden“, befindet sich heute eine große Zahl stellungloser Kaufleute. In allen Städten wird heute von den Geschäftsinhabern, größeren und kleineren, lebhaft über die neue Spezies von wandernden Kamms gelagt, die natürlich durch das Straßenleben rasch herunterkommen.

Dürfte somit das Bestehen eines Nothstandes in den betheiligten Kreisen keinem Zweifel mehr begegnen, so scheinen doch andererseits die Vorstellungen über die Größe desselben ganz unzulängliche zu sein.

Soweit der Bericht aus Hamburg.

Aus Wien liegt uns ein interessantes Schriftchen von Rudolf Wolf*) vor, dem wir das Folgende entnehmen:

Als Knabe von 13 bis 14 Jahren kommt der angehende Jünger Merkurs in die Lehre zu irgend einem — Handelslehren hätten wir beinahe gesagt in einem Anstalt von Wohlwollen für die Krämer, welche ihre Lehrlinge wie Maschinen behandeln. Da soll er nun alles lernen, was ihm für die Zukunft von Nutzen und Frommen sein kann.

Er lernt da Düten drehen, Häßer rollen und das Geschäftsfeld scheuern, und, wenn er z. B. in einem Wiener Vorstadt-Geschäfte die Handlung erlernt, mit Tragford und Schiebkarren hantieren sowie — mitunter noch obendrein durch die freundliche Initiative des Lehrherrn die Dauerhaftigkeit seines Haarbodens kennen!

Dies ist seine praktische Heranbildung während der drei- bis fünfjährigen Lehrzeit. (S. 8)

Beim Engagement (des Komptoirlehrlings) finden wir unter anderen Fragen die bereits stereotyp gewordene nach dem Stande der Eltern, natürlich nur um beurtheilen zu können, wie lange der junge Mann überhaupt noch am Brodsack seiner Eltern hängen kann; andernfalls wird auch nicht selten der Wunsch nach Kautio in der eigenen Charakterstärke und Schlichtheit und in der gewissen Vornahme, möglichst lange nichts und dann recht wenig zu salairiren, sich zu allen schlimmen Voraussetzungen bei dem Stellenbewerber berechtigt glauben und fürchten, der junge Mann könnte mit einem Zulasse von etwa 100 fl. — denn mehr wird ihm wohl selten anvertraut — durchbrennen. Von derjenigen Kategorie von Handlungsgehilfen wollen wir gar nicht sprechen, welche eine Kautio nur zur Vergrößerung ihres Betriebskapitales fordern, lediglich nur unter Hinweis auf ihre bitteren Erfahrungen und bedeutenden Verluste, welche sie durch Diebstahl, Unterschleif u. s. w. seitens früherer Bediensteter erlebt haben; wahrlich ein trefflicher Dedimant für die eigenen Betrügereien, die solche Leute meist mit der Kautio vornehmen. Es ist nur äußerst bedauerlich, daß sich solch' gutmüthige Opfer (ökonomische Schafe) immer noch finden, welche, wie sich von selbst versteht, stets gründlich geschoren werden. (S. 12)

Ausgerüstet mit dieser geschönderten Qualifikation, betritt der junge Kamms seine Laufbahn als solcher.

Nur zu bald kommt er zu der Einsicht, daß sein Wissen, seine Bildung nicht über das Niveau des Alltäglichen hinausreichen. Nun drängt sich, wenn überhaupt er des Besseren, Coleren fähig ist, in ihm das lebhafteste Verlangen nach Bildung vor: er will lernen! aber wann? Sein Chef braucht ihn des Morgens um 5, 6 Uhr im Geschäft, und Abends — nun Abends will ihn sein Chef im Geschäft nicht nur bis 7 und 8 Uhr, er will ihn auch noch um 9 und 10 Uhr haben. Abgemattet von den Anstrengungen einer 16—17 stündigen Arbeit sucht er willenlos seine Schlafstätte — es fehlt ihm die physische Kraft zur Ausbildung der geistigen.

Besehen wir uns nun die Entlohnung dieser Waarenkamms, so finden wir noch in einzelnen Branchen — wie Spezereien, Kolonial-, Material- und Farbwarenbranche — das aus dem ehemaligen patriarchalischen Dienstverhältnisse übernommene Natural-Lohnsystem vor, welches aus Gewährung von Kost und Bett besteht, nebst einem minimalen Geldlohn. Dieser Geldlohn beträgt anfänglich 5 oder 7 fl. und steigt bis zu 15 oder 20 fl. nebst dem erwähnten Naturallohn. In dem Maße aber, als nur Geldlohn gezahlt wird, beträgt derselbe 25 bis 30 fl. anfänglich und steigt bis zu 45 bis 50 fl. (S. 9)

Es ist eine unläugbare Thatsache, daß sich sowie im Gewerbe und in der Industrie auch im Handel das Bestreben breit gemacht hat, durch massenhaftes Anlernen von Lehrlingen und Halten von Praktikanten möglichst viele, verhältnismäßig kostlose Arbeitskräfte zu erlangen, um die bezahlte Arbeit des ausgebildeten kaufmännischen Hilfsarbeiters durch die unbezahlte des Lehrlings oder Praktikanten zu ersetzen. (S. 21)

Einer Wahn und träge Unwahrheit ist es, daß mit den heute üblichen Löhnen, Salairs oder Gehältern durchschnittlich auch nur der eigene Unterhalt reichthun, geschweige denn der von Frau und Kindern gedeckt werden könne, an gängliche Tilgung der Erziehungsschuld gar nicht zu denken!

Und wo bleibt denn die Versicherungsprämie, — die notwendig in dem Lohne als „Preis der Arbeit“ enthalten sein soll — gegen die Gefahr der vorzeitigen Inaktivität oder sonstigen Verlängerung der Arbeitsperiode durch zeitweilige Unterbrechung des Erwerbes infolge Krankheiten, oder Krisen und Geschäftsstörungen, und wo bleibt endlich überhaupt eine genügende Altersvorsorge? (S. 7)

Was die Arbeitsdauer betrifft, so haben wir bereits erwähnt, daß dieselbe bei Kamms und Lehrlingen 16—17 Stunden an Wochentagen währt und an Sonn- und Feiertagen bei der Spezereibranche von 5 oder 6 Uhr früh bis 12 Uhr Mittag. Bei den Komptoirarbeitern dauert die Arbeitszeit an Wochentagen allerdings nicht 16, aber doch 12 Stunden durchschnittlich, d. h. von 8 Uhr früh bis 8 Uhr Abends mit einer Mittagspause von 1 1/2 bis 2 Stunden; an Sonn- und Feiertagen, wie Herr Adolf Weis, Experte in der Gewerbe-Enquete vom Jahre 1883 ausführte, arbeitet der Großhandel 2—3, höchstens 4 Stunden, das Bankgeschäft höchstens in der Korrespondenz oder in einzelnen Abtheilungen 2 bis 3 Stunden, dem aber die eine „Ergänzung“ hinzuzufügen wäre, daß diese Arbeitszeit seitens der Chefs auch bis 2, 3 und oft noch länger ausgedehnt wird. An gänglich freie Sonn- und Feiertage darf natürlich gar nicht gedacht werden, ohne nicht sofort von den versetzten Herren Chefs zu hören: „dafür mühten wir auch die entsprechende Salairquote abziehen“, oder „die Komptoirarbeiter sollen froh sein, wenn sie alle Tage ihres Lebens genug zu arbeiten haben“.

Genau wenig darf an Ferien gedacht werden. Die reichen Handelsherren gehen mit Kind und Kegel beim ersten warmen Strahl der Frühlingssonne in Lustorte, See- oder Schwefelbäder, um dortselbst ihre durch den verzehrenden Egoismus angegriffenen Nerven und die im Dauerlaufe nach dem größten Geschäftserfolge verrenkten Glieder mit dem ihren Angehörigen das Jahr hindurch abgezwickten Gelde zu restauriren. Nein, ein solches Begehren wäre frech!! (S. 14)

Es ist genug bezeichnend für die oftmals unzulängliche Anzahl der Hilfskräfte in einem Geschäfte und für deren rücksichtslose Ausnützung, wenn im Krankheitsfalle sofortige Kündigung die Regel ist, weil einerseits augenblicklicher Ersatz nötig wird, indem oft beim besten Willen von den überbürdeten Genossen eine Arbeitsmeileistung nicht gefordert werden kann und andererseits das Vertrauen seitens der Chefs auf die ungeschwächtere Leistungsfähigkeit des Arbeiters nach der Krankheit immer schneller zu erismindern pflegt, als sich dieses sein Arbeiter mühsam in treuer Hingebung nur während vieler Jahre zu erringen vermocht hat. In solchen Fällen entpuppt sich oft ein sonst väterliches Wohlwollen hinsichtlich und nach dem einstigen patriarchalischen Dienstverhältnisses seiner Arbeiter liebzigender Chef als ein jeden Humanitätsgeföhles barer Egoist, als echtes Prototyp eines modernen Lohnsklavenhalters, der seine Arbeiter nicht als Person, sondern als bloße Sache betrachtet, der das ursprünglich bestandene, damals auch zeitgemäße und somit gerechtfertigte patriarchalische Verhältniß nur zum Zwecke der weitgehenden und trafen Ausbeutung des Hilfsarbeiters unter dem Deckmantel der aufopfernden Fürsorge wähnt. Daher können wir von Tag zu Tag mehr wahrnehmen, daß die Kluft zwischen kaufmännischem „Arbeitgeber“ und „Arbeitnehmer“ immer gähnender wird und nicht mehr durch das Palladium einer Wiederherstellung des einstigen patriarchalischen Dienstverhältnisses überbrückt werden kann. Wie niedrig die Salairs der kaufmännischen Hilfsarbeiter bemessen sind, haben wir schon weiter oben besprochen, und es erübrigt uns hier nur noch der Hinweis, daß dieselben fortwährend sinken in Folge des dauernden Mehrangebotens an Arbeitskräften und der dadurch hervorgerufenen enormen Konkurrenz auf Seiten der kaufmännischen Arbeiter, daß mit anderen Worten das Verhältniß der gut bezahlten kaufmännischen Hilfsarbeiter zu den schlecht und zeitweilig unter dem Existenzminimum bezahlten, ein immer größerer wird. (S. 19—20)

Die kaufmännischen Hilfsarbeiterchaft blieb gänzlich organisationslos, weil sie von keinem Klassenbewußtsein getragen war, wie beispielsweise die gewerbliche Arbeiterchaft, sondern vielmehr —

aufgewachsen in den Vorurtheilen und der Bevormundung seitens der Bourgeoisie — mit dunkelhaftem Kastensholz in gänglicher Verkennung ihrer wahren Interessen den sozialen Bestrebungen der gesamten Arbeiterchaft stets exklusive gegenüberstand, statt vereint mit denselben im solidarisichen Kampfe eine gleichberechtigte und freie Stellung gegenüber den „Arbeitgebern“ sowohl für sich als auch für jene zu erwirken. Daß dieser Mangel jedweder Organisation natürlich auch rückwirkend auf ihre ökonomische und soziale Lage, auf die Gestaltung des „Dienstverhältnisses“ zu ihren Prinzipalen war, daß die kaufmännische Hilfsarbeiterchaft ohne jede öffentliche Vertretung ihrer Klasseninteressen gegenüber ihren „Arbeitgebern“ blieb, welche letztere dagegen in der Vertretung ihres Geldsackes allezeit und fast instinktiv einig sind, war nur eine nothwendige Folge. (S. 4)

Die gewerbliche Arbeiterchaft aller Gattungen hat heute wenigstens schon ein mehr oder minder intensives Klassenbewußtsein, ist mit einem oft heroischen Solidaritätsgeföhle erfüllt und arbeitet unausgesetzt an einer tüchtigen Ausbildung ihrer Organisation, der allein sie zweifelsohne ihre, wenn auch nur geringen, bisherigen Errungenschaften zu danken hat. (S. 2)

Wir haben von der Organisationslosigkeit der kaufmännischen Hilfsarbeiterchaft gesprochen. Nun wird man uns zwar auf die bestehenden kaufmännischen Vereine verweisen, die nach der Meinung mancher Leute, und vor Allem der Chefs, eine genügende Organisation bilden; allein so lange in denselben wie bisher das Hauptgewicht der Vereinthätigkeit auf Vortragsabende, Unterrichtskurse und gefellige Unterhaltungen gelegt wird, die Stellenvermittlung nur so nebenbei und ohne einheitliche Handhabung betrieben wird, das wirtschaftliche Interesse der Hilfsarbeiter, deren materielle Existenz und soziale Stellung gleichsam nur an der Peripherie berührt wird, und schließlich immer nur das alte Ciapopata von Käfigkeit, Geduld und Bescheidenheit prävalirt wird, — so lange können wir uns nicht überzeugen fühlen, daß die kaufmännischen Vereine in ihrer heutigen Zusammenfassung und Thätigkeit geeignet sind, ihrer wichtigsten Aufgabe, nämlich Wahrung der Klasseninteressen der kaufmännischen Arbeiterchaft vollkommen gerecht zu werden. Die kaufmännische Hilfsarbeiterchaft wird auf einem der gewerblichen Arbeiterchaft schon lange nicht mehr neuen Wege, auf Grund einer **gewerkschaftlichen Vereinigung** — ähnlich wie in Paris — ihre Interessenvertretung zu finden suchen. Wird noch unserer Anschauung mittelst einer kaufmännischen Gewerkschaft, welche die ganze Monarchie zu umspannen hätte, zwar nicht die soziale Frage im Kaufmannstande gelöst sein, so wird doch wenigstens die Hilfsarbeiterchaft dadurch einheitlich organisiert und somit klassenbewußter werden. Was die gewerbliche Arbeiterchaft auf diesem Wege erringen wird, auch der kaufmännischen Hilfsarbeiterchaft zu erreichen möglich sein. (S. 31)

Die Herren Prinzipale mögen sich nicht wundern, wenn ihrem faulen Propentum eine organisierte und zielbewußte Macht seitens der kaufmännischen Hilfsarbeiter entgegengetreten, wenn an Stelle des bisherigen Einzelkampfes des Arbeiters gegen seinen Chef, endlich ein solidarisicher Kampf sich entwickeln wird. Was dem Arbeiterstande der Fabrikindustrie und des Gewerbes gelungen ist, sich durch den unentwegten Kampf in geschlossener Reihe Geltung als nicht zu umgehender ökonomischer Kraft zu verschaffen, — muß auch der kaufmännischen Hilfsarbeiterchaft gelingen, wenn sie sich ihrer wahren ökonomischen Lage klar bewußt wird, wenn sie den Hochmuthstempel austreibt, der sie bislang in jänsüchtigen Kastengeist mit albernem Dünkel auf die übrige Arbeiterklasse herabschieben ließ, wenn sie nicht bloß fühlt, sondern klar erkennt, daß kein Unterschied besteht zwischen dem gewerblichen Proletariat und dem kaufmännischen. (S. 18)

Die gewerblichen Arbeiter haben sich als geschlossene Arbeiterklasse immerhin schon einiges Gehör bei den heute bevorrechtigten Gesellschaftsklassen zu erzwingen vermocht und gewußt. Sie haben sich Verminderung ihrer täglichen Arbeitsdauer, Sonntagseruhe, 1 stündige Mittagspause, Krankenkassenbeiträge ihrer Lohngeber und bald auch Unfallversicherung (in Oesterreich, D. A.) errungen. Wenn alle diese Errungenschaften bis heute allerdings oft nur auf dem Papiere stehen und in den seltensten Fällen schon zur That geworden sind, so bilden sie doch den Anfang einer Reformthätigkeit, die, einmal angefangen, nie mehr gänglich zum Stillstehen gebracht werden kann. Was aber hat die kaufmännische Hilfsarbeiterchaft aufzuweisen? — Nichts! Kamms und Lehrling stehen nach wie vor, trotz der neuen Gewerbe-Ordnung, die in § 73 des VI. Haupttitels die Handlungsgehilfen und Lehrlinge unter die Hilfsarbeiter reißt und in § 94 alinea 3 vorschreibt:

„Die Dauer der Arbeit dieser jugendlichen Hilfsarbeiter darf jedoch 8 Stunden täglich nicht übersteigen“

(unter welchen jugendlichen Hilfsarbeitern also Lehrlinge zu verstehen sind) — von 5 oder 6 Uhr früh bis 10 Uhr Abends vor dem Abendessen, haben keinen freien Sonntag-Vormittag, Oeffenheit 1/4 Stunde, auch nichts von Kranken- und Unfallversicherung und es macht schließlich keine ausreichende Inspektion über die Durchführung des Gewerbegesetzes in Handelsgeschäften. (S. 23)

Man sieht, die Handlungsgehilfenfrage wird überall erörtert, weil sie überall brennend geworden ist, und wie lange wird es währen, daß an allen Orten Deutschlands eine starke sozialpolitische Bewegung auch unter den kaufmännischen Arbeitern entstanden ist? Einige Städte sind vorangegangen, die anderen werden nachfolgen und die Befehgebung wie die Interessenkoalitionen der Unternehmer werden hoffentlich recht bald mit ihr rechnen müssen.

Wollen die Handlungsgehilfen aber dauernde Erfolge erzielen, so müssen sie aufhören, sich halb als Bourgeois und halb als Arbeiter zu fühlen. Wir wollen die Halbheiten vieler bei den Kaufleuten beliebter Vorschläge heute nicht näher zergliedern — auch den beiden oben erwähnten Arbeiten fehlt es an einer klaren prinzipiellen Stellungnahme. Aber darüber müßte man sich wenigstens von allem Anbeginn an klar werden: der große Umwandlungsprozeß im kaufmännischen Beruf ist erfolgt, weil er im Interesse des Kapitals, der Unternehmerchaft lag. Der Handlungsgehilfe ist zum Theilarbeiter herabgewürdigt, weil er so dem Unternehmer billiger zu stehen kommt. Die Interessen des Unternehmertums sind gegen eine umfassende Lehrlingsausbildung, weil alsdann aus dem angehenden Kaufmann nicht soviel unbezahlte Arbeit herausgepreßt würde und weil die qualifizirte (geschulte) Arbeitskraft des Gehilfen theurer kommen könnte wie die heutige ungelernete. Man mag sich die Besserung dieser Verhältnisse denken wie man will, auf jeden Fall wird sie die Interessen der Unternehmer schädigen und darum **gegen** die Unternehmer durchgesetzt werden müssen. Alle zu bildenden oder bereits gebildeten kaufmännischen Gewerkschaften haben daher jeden Einfluß der Unternehmer fernzuhalten, da dieser Einfluß sich in einer Richtung geltend machen würde, welche derjenigen der zielbewußten Gehilfen direkt entgegengefetzt wäre.

*) Zur Lage der kaufmännischen Hilfsarbeiter in Oesterreich. Wien, Verlag der „Deutschen Worte“, 1887. Preis 65 Pf.

Sind sich die Handlungsgehilfen bei allen Gründungen von vornherein darüber klar, sind sie sich von Anfang an bewusst, daß jeder Verein ein Verband der Arbeiter im Gegensatz zu den Vereinen der Unternehmer sein müsse; daß sie genötigt sind, alle Fortschritte gegen die Unternehmer zu erkämpfen; diskutieren alle kaufmännischen Vereine ihre Angelegenheiten lediglich vom Standpunkte der Arbeiter aus — dann werden alle schiefen und halben Bestrebungen sehr bald als irrig erkannt werden und die Handlungsgehilfen werden als einzig wirksames Programm das Programm der zielbewußten Industriearbeiter aufnehmen und bei jeder Gelegenheit unterstützen.

Theater und Literatur.

Ostend-Theater. Die soziale Frage läßt den Dichtern keine Ruhe. Wer die buchhändlerischen Erscheinungen der letzten Jahre aufmerksam verfolgt hat, wird sich gestehen müssen, daß wir an einem Wendepunkte in der Literatur angelangt sind. Die mächtigsten Einflüsse der französischen, norwegischen und russischen Schriftsteller haben auch in Deutschland eine literarische Revolution hervorgerufen, die sich allerdings noch in ihrem Anfangsstadium befindet, deren Tragweite aber eine unabsehbare ist. Und diese Revolution spürt nicht nur in den Köpfen der jungen Stürmer und Dränger — selbst würdige, in treuem Gehorsam gegen das „laissez faire, laissez aller“ ergraute Ritter des Barnabes, die es bis vor Kurzem noch für eine Sünde erklärt haben würden, energisch gegen die Verlogenheit der herrschenden Geistesrichtung Front zu machen, sind allmählich zu der Ansicht gekommen, daß es nicht so weiter gehen könne. Hat doch selbst ein Mann wie Carl Frenzel, unsireitig der vornehmste und tonangebende Kritiker Berlins, sich unlängst zu dieser Anschauung bekennen müssen. Diese allgemeine Umwendung in der literarischen Anschauung ist durchaus keine gemachte, sondern eine ganz natürliche. Mit Recht sagt der Literaturhistoriker Wolfgang Menzel, daß die Literatur ein Produkt des Lebens sei, das wieder auf das Leben zurückwirkt. Je mächtiger die soziale Frage die Gemüther gefangen nimmt, je mehr sie das ganze öffentliche Leben bedrängt, je mehr wird auch die Literatur auf sie zurückgreifen müssen. Die Romantiker war zu einer Zeit möglich, als die politische und soziale Anschauung des Volkes noch so zu sagen in den Winkeln lag, heute ist sie eine Unmöglichkeit. Nur ein Hohlkopf und Charlatan vermag ihre Mittelreife für möglich zu halten. Es läßt sich heute eben niemand mehr täuschen. Man kann in eine Welt, die Jedermann vor Augen hat, seine erdichtete, erlogene hineinragen.

Die soziale Strömung der neuen Literatur unterscheidet sich von der althergebrachten dadurch, daß sie nicht nur den Menschen an und für sich, sondern auch die äußerlichen Einflüsse, von denen er abhängig ist, zu berücksichtigen versucht. Ein Schriftsteller, der dieses Prinzip vertritt, bedarf außer umfassenden Kenntnissen vom Leben auch einer guten Portion Ehrlichkeit. Leider sucht man bei den Meisten diese beiden Eigenschaften vergeblich, namentlich die letztere. Und wo sie wirklich vorhanden sind, werden sie aus Spekulationsrücksichten unterdrückt. Man nennt das dann einfach: „dem herrschenden Geschmack Koncessionen machen.“ Herr Schlingmann, der Verfasser, eines sogenannten Volkschauspiels „Würgengel Konkurrenz“, das am vergangenen Dienstag im „Ostend-Theater“ zum ersten Male das Licht der Lampen erblickte, hat es vortrefflich verstanden, diesem Prinzip zu huldigen. Die Vorbeeren seines Kollegen Blumenthal haben ihn nicht schlafen lassen. Die dieser in seinem letzten Schauspiel „Der schwarze Schleier“ durch eine der auftretenden Personen die nationalökonomische Weisheit des „Berliner Tageblattes“ zum Besten geben läßt, so hat auch Herr Schlingmann es für nötig befunden, der Welt den Beweis zu liefern, wie vortrefflich er die Zeitartikel seines Leiborgans studiert habe. Man nehme zwei Großindustrielle, die sich gegenseitig Konkurrenz machen, fabriziere aus dem Einen einen vollen Sack Schurken, mache dessen Sohn zu einem Bösewicht, die Tochter zu einem Engel, den Kindern zu einem gefühlvollen Volksbeglückter nach dem Rezept der „Gartenlaube“, lasse sich dazu einen von Edelmut durchtränkten, im Stille der Louise Mühlbach antwortenden Lord gefellen, erbt die schönste eines Hirsch-Dumerschen Gewerksverleiner, der zu gleicher Zeit den Reichtum und die Armuth leben läßt, denke sich im Hintergrunde das Geisteskind, das glücklichsterweise bald als ein Schwindler von Fleisch und Blut entlarvt wird, lasse aus weitester Entfernung das friedliche Gemurmel einer streikenden Arbeitermenge herüberdrönnen, bezeuge zum Schluß die von einer sehr niedrigen Denkwiese zugehende Ungeheuerlichkeit in einem Bärchen, das soeben noch für Bruder und Schwesler galt, binnen einer Minute eine sunnlige Reizung erwochen zu lassen und man wird, nachdem man die Thränen der Nahrung und Sentimentalität nicht vergessen hat, das Volkschauspiel des Herrn Schlingmann „gedichtet“ haben. Die einzigen Lichtblicke dieser vieraktigen Unmöglichkeit sind wörtlich dem bekannten Didens'schen Roman „Harte Zeiten“ entnommen, wofür sich der Verfasser des Stückes eigentlich auf dem Theaterjettel hätte bedanken sollen. Es würde zu weit führen, wollten wir den berühmten Roman mit dem Schlingmann'schen Nachwerk eingehender vergleichen. Man kann den Chimborazo nicht für die Erstlings des Kreuzberges verantwortlich machen. Gesagt sei nur, daß eine größere Verballhornung der meisterhaft gezeichneten Didens'schen Figuren undenkbar ist. Didens hat in seinem „Steffen Blackpool“ eine der ergreifendsten Arbeiterfiguren gezeichnet, wie die Romanliteratur sie überhaupt aufzuweisen hat. Daran hat der große Kollege des kleinen Blumenthal einen Popanz in des Wortes better Ueberzeugung geschaffen. Genug gesagt!

Die Dichtung des „Ostend-Theaters“ hatte wohl das „dichteriſche“ Flawco des Stückes vorhergesehen, denn das Zusammenspiel war ein geradezu miserables zu nennen. Man merkte es Jedem der Mitwirkenden an, daß er nicht bei der Sache sei. Außer Herrn Casske, der den Geldprophet „Naribou“ (bei Didens heißt dieser Mann Bonberdy) vortrefflich in Spiel und Rolle gab, und außer Fräulein Burska, den Herren Kauer und Ruff verdient der Souffleur die größte Auszeichnung. Es bildeten sich wahre Gruppen vor seinem Kasten.

Herr Schlingmann wurde von den Abonnenten des „Berliner Tageblattes“ mehrmals gerufen und erschien auch, um seine Bescheidenheit zu beweisen, auf der Bühne. Am Schluß des letzten Aktes tauchte er ungerufen auf. Zu gleicher Zeit drehte sich der selbige Charles Didens dreimal im Grabe um.

Ein neues Buch von Wilhelm Liebknecht. Bei J. N. W. Dieck in Stuttgart ist soeben erschienen: „Ein Blick in die Neue Welt.“ Von Wilhelm Liebknecht. Klein Oktav VIII und 288 Seiten, Ladenpreis gebunden M. 3.—, broschiert 2.50. Wegen Raumangel müssen wir uns eine ausführliche Besprechung für eine der nächsten Nummern vorbehalten.

Arbeiterbewegung, Vereine n. Versammlungen.

Die Damenamtelschneider-Zinnung Berlin ist mit ihrem Versuch, sich den Arbeitsnachweis in die Hände zu spielen, glänzend abgefallen. Herr Frahm wird im Auftrage des „Bereins der Damenamtelschneider-Gesellen, Bügler, Stepper und Zuschneider“ vom 1. Oktober ab (wo Herr Langenbaum niederlegt) den Arbeitsnachweis übernehmen und während des ganzen Tages in seiner Wohnung offen haben. Alles Nähere wird später bekannt gemacht.

Eine große Niederlage der Innungsschwärmer war auch das Ergebnis der öffentlichen Versammlung von Meistern und Gesellen des Schuhmachergewerbes am Montag im königlichen Kasino. Die Gesellen hatten die Majorität und wählten sich Herrn

Boginski zum Vorsitzenden, hörten aber den Referenten, Herrn Obermeister Beutel, ruhig in seinen Junstempfehlungen an. Herr Rechner leitete den Innungsbrüder sehr gut heim. Die Versammlung wurde später etwas unruhig und dies benutzte der Ueberwachende zur Auflösung. Eine Resolution, welche sich gegen die Ausführungen des Herrn Beutel und die Innungen aussprach und den Verein deutscher Schuhmacher empfahl, konnte nicht zur Abstimmung gelangen.

Die hiesige Zahlstelle des deutschen Tischlerverbandes ist von der Polizei „vorläufig geschlossen“ worden.

Berliner Sanitätsverein. Der Vorstand sowie die Vertrauensmänner des Sanitätsvereins für Arbeiter beiderlei Geschlechts hatten am letzten Freitag eine private Besprechung über event. Verbesserungen der Einrichtungen dieser Kasse. Hauptächlich war es die Kassefrage, welche einer eingehenden Beratung unterzogen wurde. Von den Ärzten des Vereins ist beantragt worden, die Lehrer der Naturheilmethoden von dem Arztverzeichnis zu streichen. Die meisten Vertrauensmänner hielten es indeffen doch für geboten, wenigstens einen Lehrer der Naturheilmethoden beizubehalten, denselben jedoch nicht offiziell auf der Arztliste zu führen. Ferner wird der Vorstand mit den Herren Ärzten einen bindenden Vertrag schließen, damit auch die Mitglieder hierdurch in jeder Weise gesichert sind. Die Vertrauensmänner verpflichteten sich ferner, bis zum 10. nach Ablauf jedes Quartals beim Kassierer abzurechnen. Am Sonntag, den 4. September findet eine außerordentliche Generalversammlung statt. (Siehe weiter unten.)

Roll- und Lastfuhrwerksfischer. Der Vorstand des neugegründeten Vereins der Roll- und Lastfuhrwerksfischer hielt am Freitag, den 26. d. M., im Restaurant Uebel, Zimmerer 24, seine erste Sitzung ab, in welcher der Vorsitzende, Herr Grunow, welcher bislang die Geldangelegenheiten geregelt hatte, Rechnung legte. Die Einnahme ergab an Einschreibegeld und bezahlten Beiträgen 278 M., die Ausgabe betrug 108 M., welche lediglich für Druckkosten der Statuten, Mitgliedsbücher u. veranlagt wurden. Das Vereinsvermögen, 169.20 M. betragend, wurde dem nunmehrigen Kassierer übergeben. Das obengenannte Lokal des Herrn Uebel, Zimmerstraße 24, wurde zum ständigen Vereinslokal bestimmt. Ferner wurde beschlossen, am Sonntag, den 4. September, in einem größeren Lokale eine öffentliche Versammlung aller Roll- und Lastfuhrwerksfischer abzuhalten. Mitgliedsbücher sind beim Vorsitzenden, Herrn Grunow, Görlitzerstr. 59, abzuholen.

Im Interessverein der Kistenmacher hielt am Montag Abend in den Armirenhallen der Lehrer Herr Kunert einen Vortrag über das Thema: „Rückschritt, Stillstand und Voranschreiten in der weltgeschichtlichen Erziehung der Menschheit“. Redner kritisierte die Leistungen der heutigen Volksschule sehr scharf; dieselbe sei heutzutage nichts anderes als eine Armerhschule, und nicht komme bei ihr zur Geltung das Wort von Diestenberg: „Durch Alles das Eine —, Menschenbildung.“ Durch Reiterationen und Schulgelehrte werde man hier keine Aenderung herbeiführen. Das Recht auf Bildung könne man nicht eher durchsetzen, als bis das Recht auf Brot und Arbeit verwirklicht sei. Wohl sei der Fortschritt in der Weltgeschichte langsam, ja verblüffend langsam, und doch schreite man vorwärts, auch wenn Generationen darüber zu Grunde gingen. Der Redner fand mit seinen Ausführungen den lebhaftesten Beifall der Versammlung.

Der Fachverein der Steinträger Berlin hielt am 28. August in Schröder's Salon, Müllerstraße 178, eine außerordentliche Mitgliederversammlung ab, in welcher Herr Dr. M. Baumgart einen Vortrag hielt über: „Die Hauptgründe, welche den Menschen in seinem Handeln und Wollen bestimmen.“ Die Versammlung sollte dem Vortragenden lebhaften Beifall. Der Vorsitzende ersuchte die Mitglieder stets einig zusammen zu halten und für die Gewinnung neuer Mitglieder unablässig thätig zu sein, da nur durch eine starke Organisation Erfolge erzielt, eine geregelte Arbeitszeit innegehalten und ein Sinken des Lohnes verhindert werden könne.

In einer öffentlichen Versammlung der Schiefer- und Ziegelder Berlin erging sich Herr Weber in sehr scharfen Ausfällen gegen die Verwaltung der Centralkasse und des Fachvereins und gegen die Herren May und Hanke. Letztere erhielten aber ein einstimmiges Vertrauensvotum seitens der Versammelten. Ferner wurde auf Antrag des Herrn Hanke beschlossen, das Protokoll der Versammlung dem Archiv des Fachvereins einzuverleihen, um in Zukunft ähnlichen Reklamationen erfolgreich begegnen zu können. Zum Schluß fand eine Besprechung über die von Herrn May herausgegebene und redigierte Fachzeitung „Allgemeine Dachdecker-Zeitung“ statt, deren Abonnement allen Berufsgenossen dringend empfohlen wurde.

Die nationale Krankenkasse der deutschen Gold- und Silberarbeiter und verwandter Berufsgenossen (E. S.) ist nach eingetretener Statutenänderung von der vorgelegten Behörde als vollständig genügend anerkannt worden (es handelte sich um einen schiefen, zweideutigen Ausdruck). In dem dies zur Kenntnis der Mitglieder gebracht wird, sei noch besonders hervorgehoben, daß diejenigen Mitglieder, welche durch die behördlichen Maßnahmen der Berliner Ortskasse überwiegen wurden, wie alle diejenigen, welche der Kasse beitreten wünschen, auf ihr Verlangen von der Zugehörigkeit zu Orts- und Jahresskassen zu befreien sind, wenn sie mindestens 3 Monate vor Schluß des Rechnungsjahres bei dem betreffenden Vorstande ihren Austritt beantragen und vor dem Ausscheiden nachweisen, daß sie einer dem § 75 genügenden Kasse angehören. (Reichsgesetz §§ 19 und 63). Jede nähere Auskunft in Kasseeangelegenheiten erteilen bereitwilligst E. Volkstomp, Prinzessinnenstr. 16; R. Lindemann, Grimmstr. 29; R. Schöneemann, Kottbuser Damm 19 und J. Schulze, Rosenthalerstr. 34 und 35. Die Kassensitzungen im September finden am Montag, den 5. und 18. in den Kasseeinrichtungen Aufowerstr. 9 und Sappienstr. 20 statt. Zum bevorstehenden Quartalswechsel ersucht der Vorstand die Mitglieder dringend, etwaige Wohnungsänderungen anzuzeigen.

Nach den Nachrichten dieser Woche streiken in Deutschland und den angrenzenden Distrikten: die Bergolder der Wertheimer'schen Fabrik in Berlin, die Drucker bei Hirschhorn in Berlin, die Schmiede in Braunschweig, die Cigarrenarbeiter in Ular a. Harz (Sendungen an H. Bestow, Cigarrenarbeiter, Ular), die Glaser in St. Gallen, die Porzellanmaler in Gera-Unterhaus (Sendungen an Georg Söld, Gera-Unterhaus, Eißergasse 108). Ein Streik der Rüper (Höttcher) steht in Altona vor der Thür, bis heute, Sonnabend, haben die Rüper ja oder Nein zu sagen. Zugang ist natürlich unter diesen Umständen fernzuhalten. Beendet sind der Dessauer Cigarrenarbeiterstreik und der Streik der Höttcher in Dresden, letzterer leider wegen zu schwacher Organisation und wegen des Indifferentismus vieler Kollegen ohne Erfolg. Auch der Tischlerstreik in Bern dürfte jetzt beigelegt sein. Größere Ausdehnung hat hingegen angenommen der Streik der Metallschläger; in diesen sind jetzt außer Fürth auch die Kollegen Lechhausens und Münchens hineingezogen; auch in Schwabach ruhmert es (Sendungen nach Fürth an W. Beyerleinlein, Roststraße 24). Die Zimmerer halten wegen Lohnunterschieden die Ortsperre über Leipzig aufrecht.

Der Wertheimer'sche Vergolderstreik. Eine öffentliche Versammlung der Vergolder fand am Montag, den 29. August, in Scheffer's Salon, Inselstraße 10, unter Vorsitz des Herrn E. Weidig statt, um in der Streitangelegenheit der Barockvergolder der Adol Wertheimer'schen Werkstatt zu beraten. Herr Weier, welcher dort beschäftigt war, führte etwa folgendes aus: Da die Preise in der Barockvergoldungsbranche in den letzten beiden Jahren schon rapid zurückgegangen sind und nun Herr Wertheimer noch einen Abzug von 15 pCt. auf die Schlagorte 13.13 machte, und alle Unterhandlungen in Güte schlugen, so haben sich die Kollegen genötigt, die Arbeit niederzuliegen. Die versammelten Kollegen aus anderen Werk-

stätten sollten nun darüber entscheiden, ob die Streikenden recht gehandelt hätten oder nicht. In der darauf folgenden Diskussion sprachen sich sämtliche Redner dafür aus, daß die streikenden Kollegen recht gehandelt hätten und wurde folgende Resolution einstimmig angenommen: „Die versammelten Vergolder erklären den Streik in der Adol Wertheimer'schen Fabrik für gerechtfertigt und verpflichten sich, die im Streik stehenden Kollegen mit allen Kräften zu unterstützen.“ — Die Zahl der streikenden Vergolder beträgt 13. Der Werthführer der Barockvergolder in der betreffenden Werkstatt, Herr Schunne, hielt aus verschiedenen Gründen den Streik für nicht gerechtfertigt, verlas auch eine Tabelle über den Lohn der streikenden Vergolder vom Jahre 1887, nach welcher die Streikenden pro Woche 12, 15, 18, 21, sogar bis 30 Mark „verdient“ hätten. Er vergaß aber anzugeben, daß dieselben längere Zeit bis 9 Uhr Abends und auch Sonntags gearbeitet haben, daß ferner Bürsten und Pinsel von den Arbeitern selbst gehalten werden, daß ferner das fehlende Metall und Metallstaub vom „Wochenverdienst“ gekauft werden müssen, somit der „Verdienst“ um ein Bedeutendes reduziert wird. Dem Herrn Werthführer wurde nahegelegt, daß er nicht zu sehr nach dem Sprichwort handeln solle: „Weß Brod ich esse, deß Lied ich singe.“ Alsdann wurde beschlossen, demnächst eine Versammlung in demselben Lokale abzuhalten, in welcher eine Lohnkommission gewählt werden soll. — Im Anschluß hieran ersuchen die streikenden Arbeiter, da die Arbeitseinstellung nahezu 4 Wochen dauert, alle Kollegen und Freunde der Arbeiterbewegung, sie nach Kräften zu unterstützen. „Wir haben volle Aussicht, unsere alten Lohnsätze bewilligt zu erhalten, da noch keiner unserer verlassenem Arbeitsplatz besetzt ist.“ Gelder nimmt in Empfang und erteilt nähere Auskunft O. Meyer, Rantseuffstr. 15 v. 4 Tr. Alle arbeiterfreundlichen Blätter werden um Abdruck gebeten.

Der Sanitätsverein für Arbeiter beiderlei Geschlechts in Berlin (E. S. 85.) hält am Sonntag den 4. September, Vorm. 11 Uhr, Beuthstr. 8 (Oratweil's Bierhallen) eine Generalversammlung ab. Tagesordnung: Aufstellung eines neuen Arzt-Verzeichnisses; Entgegennahme von etwaigen Beschwerden; verschiedene Kasseeangelegenheiten. Mitgliedsbuch legitimiert.

Die Allgemeine Kranken- und Sterbekasse der Metallarbeiter (E. S. 29, Hamburg). Ortsverwaltung der Filiale 1, veranstaltet am Sonnabend, den 10. September in den großen Sälen des Volksgartens, Dänenbade 1, einen Sommer-nachts-Ball, worauf Freunde und Gönner der Kasse hingewiesen werden. Billets (Herren 50 Pf., Damen 25 Pf.) sind an sämtlichen Zahlstellen und bei den Herren Bogtmann, Mödernstraße 78, Hof II.; Levit, Mödernstr. 104, Hof I.; Kunth, Barutherstraße 12, zu haben.

Fachverein der Buchbinder und verwandter Berufs-genossen (Verbandsverein). Sonnabend, den 3. September, Abends 8 1/2 Uhr: Versammlung, Restaurant Meyer, Alte Jakobstraße 83. Tagesordnung: 1. Vortrag „Ueber die Entscheidung der Familie.“ 2. Verschiedenes und Fragekasten. Gäste willkommen.

Fachverein für Schlosser und Berufsgenossen. Heute findet keine Versammlung statt. Nächste Versammlung Sonnabend, den 10. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, bei Oratweil, Beuthstraße 8.

Fachverein der Gas-, Wasser- und Heizungsrohrleger. 6. September. Rieff's Salon.

Fachverein der Fuhrer. Sonntag, den 4. September cr., Vorm. 11 Uhr, im Lokale des Herrn Scheffer, Inselstr. 10: Mitglieder-Versammlung. Tagesordnung: 1. Erledigung von Streitfragen unter den Mitgliedern. 2. Etwaige Unterstützungs-gesuche. 3. Verschiedene Vereinsangelegenheiten. — Ausgabe der Billets zu dem am 10. September stattfindenden Stiftungsfeste. Die Billets werden bei folgenden Herren ausgegeben: Dietrich, Fürstenergerstr. 10; Röhrenstr., Demminerstr. 66; Gräbke, Fehrbellinerstr. 32; A. Buchholz, Grunewaldstr. 7; B. Buchholz, Adersstraße 54; Kelpin, Ruppinerstr. 6; Schmidt, Rügenerstr. 36; Dähne, Reichenbergerstr. 32; Kloppe, Grünauerstr. 12; Reumann, Altonenlebenstr. 8a; Kerich, Straußwälderstr. 24; Roll, Raumpstr. 87.

Der Arbeitsnachweis des Vereins der Parquetbodenleger Berlin befindet sich von heute ab bei Schubert, Hollmannstr. 14, und ist geöffnet von Morgens 8 Uhr bis Abends 9 Uhr.

Verein der Bauanschläger Berlin u. Umgebend. Generalversammlung am Sonntag, den 4. September, Vormittags 10 1/2 Uhr, Oranienstr. 51 bei Preuß. Leitungsbuch mitzubringen.

Allgemeine Kranken- und Sterbekasse der Metallarbeiter. (E. S. 29, Hamburg.) Mitglieder-Versammlung am Sonnabend, den 3. September, Abends 8 1/2 Uhr, im Lokale des Herrn Jacob, Lindowerstr. 26. Tagesordnung: Wahl. — Das Mitgliedsbuch legitimiert.

Verein zur Wahrung der Interessen der Tischler. Heute Sonnabend, den 3. September, Abends 8 1/2 Uhr, im Vereinslokal, Michaelsstraße 39, Mitglieder-Versammlung. Tagesordnung: 1. Aufnahme neuer Mitglieder. 2. Vereinsangelegenheiten und Verschiedenes.

Versammlung des Verbands deutscher Zimmerleute, Ortsverband Berlin-Weiß. Tagesordnung: 1. Praktisch-gemeinlicher Vortrag. 2. Eine Zellerammlung für die Hinterbliebenen der beim Bau des städtischen Stiegenhauses verunglückten Arbeiter. 3. Verschiedenes. 4. Fragekasten. Um recht rege Beteiligung bittet der Vorstand. Neue Mitglieder werden aufgenommen. (Der geehrte Einsender hat leider vergessen, Ort und Zeit der Versammlung anzugeben. Vielleicht erweitern wir aber auch so den Noabiter Zimmerleuten einen Dienst. D. R.)

Verband der Möbelpolier Berlin und Umgebend. Den Mitgliedern zur Nachricht, daß die statutenmäßige Versammlung am Montag, den 5. September nicht stattfinden kann. Grund: Herr Säger, Grüner Weg 29, hat dem Verband sein Lokal gekündigt, weil es ihm unangenehm war, daß die letzte Versammlung die polizeiliche Genehmigung nicht erhalten hatte!! Näheres später. Die Entgegennahme der Beiträge und Aufnahme neuer Mitglieder findet heute in den Zahlstellen: a) bei Ede, Jördenstraße 2; b) bei Wirsing, Andreasstr. 44; c) bei Moritz, Rantseuffstraße 27, statt. Ebendasselbst werden die statistischen Fragebogen ausgegeben und entgegengenommen. Wir bitten die Kollegen, in deren Werkstatt noch kein Fragebogen war, dieselben heute in Empfang zu nehmen.

Die freie Vereinigung der Holzgerber und Lederzurichter Berlin hält am Sonntag den 4. September Vorm. 10 Uhr eine Versammlung ab, Weinstr. 11 bei Robert. Tagesordnung: 1. Geschäftliches, 2. Vortrag des Herrn Dr. Bentendorf. Aufnahme neuer Mitglieder. Zahlreiches Erscheinen erwünscht. Der Vorstand.

Arbeitsnachweis der Zimmerer Berlin und Umgebend, Beuthstraße 10. Das Bureau ersucht um sofortige Einblendung der noch ausstehenden Sammelisten.

Verein der Sattler und Fachgenossen. Die nächste Versammlung findet am Sonnabend, den 3. September, in Oratweil's Bierhallen, Beuthstr. 8, statt.

Unterstützungsbund der Hausdiener. Der unentgeltliche Stellennachweis für Hausdiener befindet sich bei Jersch, Französischestr. 49; Wiemer, Gr. Jüdenhof 7, I.; Dahlmeyer, Al. Frankfurterstr. 7; Grauer, Markgrafenstr. 24.

Briefkasten.

Maschinenmeister. Augenblicklich ist keine Aussicht. Wir werden uns aber später Ihrer erinnern und Ihnen event. Mitteilung machen.

Metallarbeiter. Zu spät eingegangen. Solange wir Wochenblatt sind, müssen wir auch um größte Kürze bitten. Der Vereinsstoff häuft sich sonst zu sehr.